Illustrirte Frauen-Zeitung

Heft 16. Jährlich 24 Hefte. Bei Vorausbezahlung ohne Aufschlag vierteljährlich 2½ M. — Berlin und Wien, 15. August 1896. — Große Ausgabe. Bei Vorausbezahlung ohne Aufschlag vierteljährlich 4¼ M. XXIII. Jahrg.

Nachdruck verboten.

Die Tochter der Herodias.

Novelle von Lisa Baltica in Königsberg.

(Schluß.)

„Vor, vor!“ schrie draußen das Publicum. „Herodias vor! Vor!“

„Noch einmal den Vorhang auf!“ befahl Keller.

„Ich kann nicht mehr!“

„Himmlische Herodias, nur noch ein einziges Mal! Denken Sie doch, welch ein Triumph! — Hören Sie doch!“

„Vor, vor! Herodias! Herodias!“

„Stellung!“

Mechanisch leistete ich dem Befehl Folge; aber meine Fußgelenke schmerzten heftig. Wenn man nicht gewöhnt ist, wie eine Prima Ballerina auf der großen Zehe durchs Leben zu gehen, darf man auch nicht seine Muskeln überschätzen. Ich fiel zusammen.

Da hob sich langsam der Vorhang. Mit übernatürlicher Willenskraft richtete ich mich empor. Ich hatte in der Eile nicht mehr dieselbe Haltung annehmen können, sondern stand, wie im schnellen Lauf begriffen, mit vorgebeugtem Oberkörper dem Publicum direct gegenüber. Die Arme waren abwehrend nach der schwarzen, gähnenden Höhle ausgestreckt; das Gesicht erschien sicher traurig und müde genug. Dabei zitterte der ganze Körper, wie im Fieber; die kleinen Glöckchen in den Gehängen tönten, und das Gold muß wie eine vom Wind gekräuselte Wasserfläche geflimmert und gebebt haben, als die unruhigen Lichter darüberhinglitten. Wird denn der Vorhang ewig offen bleiben? Aus der Fremden-Loge rechts klang ein vorlautes, schnarrendes: „Bra-a-vo! Braaavo!“

War mein blonder Verehrer von den Jägern so taktlos? Du Thor! Mit Dir bin ich fertig, keinen Gedanken verschwende ich mehr an Dich! — Das Publicum aber folgte dem schlechten Beispiel, und ungedämmt fluthete der Applaus herein. Mir war es, als schlügen mich diese tausend Hände. Ich fühlte mich furchtbar gedemüthigt und schwerkrank. Hätte nicht Keller das Zeichen gegeben, er hätte erlebt, daß die Hauptperson seines Bildes auf offener Scene als Dank für den endlosen Beifall die Hände vor das Gesicht schlug, um sich vor den Blicken des Feindes zu verstecken.

„Die kleine Herodias scheint die Bedeutung des Wortes ‚Lebendes Bild‘ falsch aufzufassen. Das war denn doch zu viel Bewegung, das war ja der reine Zitteraal!“ höhnte Feist.

„Unsinn!“ rief Keller strahlend, „gerade damit hat sie doppelten Effect gemacht. Sie haben soeben einen Triumph erlebt, einen großen Triumph! Das war eine gute Idee von Ihnen, haha!“

Ich ließ verletzt die Hände von den Augen herabsinken; glaubte er, was er sprach? Dann lief ich, wie gejagt, nach unserm Stübchen; ich hatte nur einen Wunsch: Fort von hier und nie mehr an einen solchen Ort!

Ich stürmte hinein und blieb bei dem Anblick, der sich mir bot, an der Thür gefesselt stehen. Gustel kniete vor dem glühenden Ofen und hielt frostzitternd ihre weißen Hände der ausströmenden Wärme entgegengestreckt. Ihr Gesicht erschien schneebleich, eckig und fahl, mit tief eingefallenen, von dunklen Rändern umgebenen Augen. Wie war es möglich, daß einige Minuten tiefsten Seelenschmerzes einen Menschen äußerlich so verändern konnten! Ihre müde, erloschene Stimme sagte wieder und wieder: „Mich friert! Es ist hier so kalt!“

Ja, sie hatten Dir Deine Lebenswärme geraubt, und nun fror Dein armes Herz, als es den andern Pulsschlag nicht mehr im Takt mit dem eigenen hörte, als es sich plötzlich einsam und verlassen fand!

„Gustel!“ rief ich leidenschaftlich und riß die un-

Wandgemälde zu einem Speisesaal.

Nach dem Bilde Paul Meyerheim's in Berlin.

Siehe Seite 128.

echten Ketten und Spangen rücksichtslos ab, „komm fort, laß uns diesen schrecklichen Ort fliehen! Es ist hier nicht nur kalt; es weht auch eine ungesunde Luft, und sie trägt die Ansteckung mit sich! Komm Gustel," redete ich ihr innig zu, „komm nach Hause! Da ist es warm, da findest Du so viel Liebe und Treue —."

Ein kurzes Klopfen an der Thür.

„Herein!"

Ervens stand auf der Schwelle und sagte mit strahlendem Blick: „Gnädiges Fräulein, ich komme, Sie zu unserm Bild abzuholen; darf ich Sie führen?"

Gustel hatte sich kerzengerade emporgerichtet; sie sah ihn mit weitgeöffneten Augen wie einen Fremden an und entgegnete dann eisig: „Ich danke Ihnen! Ich finde meinen Weg auch allein und brauche Ihre Hand nicht!"

Ervens blickte verstört zu ihr hin; er hörte wohl den veränderten Stimmenklang und fühlte den Doppelsinn der Worte, aber er glaubte entschieden, nicht recht verstanden zu haben, und blieb zögernd stehen.

„Meine Freundin weist Ihre weitere Führung zurück, Herr Ervens. Sie weiß wohl, daß die Coulissen-Gänge unangenehme Entdeckungen und Ueberraschungen bieten können; aber sie weiß auch, daß sie keine Hand gefunden hat, in die sie vertrauensvoll die ihrige legen kann, um sicher ihr unbekannte Pfade geführt zu werden."

Als ich sprach, klärten sich wunderbarerweise seine verdüsterten Züge auf; er machte sogar einen Schritt nach vorwärts und öffnete schon den Mund, als könne er mit einem Worte die ganze Angelegenheit aufklären. Leider folgte er diesem ersten Impuls nicht; er warf vielmehr den Kopf nach kurzem Zögern hochmüthig zurück und sagte kalt: „Ganz wie die Damen befehlen!"

Er war fort, und ich sah, wie jeder der schweren, sich langsam entfernenden Schritte Gustels Herz traf. Sie hatte ihm flehend die Arme nachgestreckt und wie einen Schrei seinen Namen gerufen. Er war schon zu weit, um ihn zu hören. Ihr Schmerz war grenzenlos.

„Nun habe ich ihn wirklich, wirklich verloren! Bisher hegte ich trotz meiner guten Augen noch die Hoffnung, daß ich mich getäuscht hätte; aber er hatte kein Wort der Aufklärung, kein Wort der Entschuldigung! O, Lisel, ich hätte ihm ja verziehen, gern verziehen, wenn er mir nur angedeutet hätte, daß er seine Handlung bedaure. Und nun soll ich weiter leben mit dieser Leere im Herzen, mit dieser peinvollen Sehnsucht nach ihm, den ich mehr liebe, als ich es bisher selbst ahnte! Das tödtet mich!"

Ich konnte das Leid nicht länger mit ansehen. Meine Beobachtung von Ervens' Gesicht hatte überdies die schwache Hoffnung aufleuchten lassen, daß er sich rechtfertigen könnte und nur in mir unfaßlichem Stolz darauf verzichtet hätte. Wenn ich ihn nun bitten würde, mich als Vermittler zu gebrauchen! Wenn ich ihn überzeugen könnte, daß es seine Pflicht sei, nach der von uns belauschten Scene Gustels Zweifel an seine Liebe und Treue durch eine offene Aussprache zu zerstreuen? Ich theilte ihr in fliegenden Worten meinen Plan mit.

„Ja, Lisel, geh, geh rasch! Man soll nicht ungehört verurtheilen, vielleicht — vielleicht?"

Mit diesem Hoffnungswort auf den Lippen verließ ich sie. Meine Mission kam mir vorläufig noch ziemlich unklar vor; eine seltsame Scheu ergriff mich beim Gedanken an das kommende Gespräch, und doch fühlte ich, daß ich Gustel zu liebe einen noch viel gewagteren Schritt gethan hätte. War es denn überhaupt unziemlich, für das Lebensglück einer Freundin zu kämpfen? Thorheit! Ich machte mir Vorwürfe, nächstens ebenso kleinlich und engherzig zu werden, wie das Urtheil der Welt, das sich auf den schwachen Stelzen „man sagt! man hört!" fortbewegt.

Ervens stand an eine Coulisse gelehnt, als ich seiner ansichtig wurde, und starrte mit finsterem Blick auf das hohe Kreuz, das eben schräg zum Publicum vorsichtig aufgerichtet wurde. Ich war jedoch überzeugt, daß er von seiner Umgebung nichts sah, noch hörte.

„Herr Ervens," fing ich zaghaft an. Er schnellte auf und schaute mit so sichtbarem Erstaunen zu mir herab, daß mir das Ungewöhnliche meines Vorhabens erst recht fühlbar wurde.

„Herr Ervens," fuhr ich tapfer fort, „erschweren Sie mir, bitte, das, was ich Ihnen sagen will, nicht durch Ihren offenbaren Unwillen gegen alle Einmischungen meiner Person. Bedenken Sie, wie ich meine Freundin liebe, und daß ich sicher bin, sie ist an eine Stelle auf ihrem Lebensweg gekommen, wo er sich in zwei Pfade theilt, die nach entgegengesetzten Richtungen verlaufen. Darum komme ich mit der großen Bitte, Sie möchten mir oder Gustel in ein paar Worten Aufklärung geben über das, was —"

„Halt! Ich habe Sie so lange sprechen lassen, um mir über Ihre Absicht klar zu werden. Jetzt weiß ich, worauf Sie es abgesehen haben, und da bitte ich Sie, kein Wort weiter zu verlieren! Die Erfüllung Ihres Wunsches ist unmöglich."

„Aus welchen Gründen?"

„Aus Gründen, die jeder Ehrenmann respectirt."

Was hieß das?

„Ihre Ehre verbietet Ihnen, Gustel um Verzeihung zu bitten?"

„Ich habe niemand um Verzeihung zu bitten!"

Das war es also nicht! Ja, mein Gott, wenn er sich unschuldig fühlte, wer war dann der Schuldige? Ich hatte doch mit meinen eigenen Augen gesehen, wie er Susi in den Armen hielt und — nein, nein, das war ja falsch! Er hatte ja dagestanden, wie ein Pfahl, und sie hatte sich nur an ihn geschmiegt! — Wie ein Blitz durchfuhr mich die Erkenntniß des wahren Sachverhaltes.

„O, jetzt weiß ich, jetzt verstehe ich! Ich kenne Susi, und Sie waren wie ein Arzt, der gütig und milde einem Kranken von einer Thorheit abredet. Sie sind ja so ritterlich, so —"

„Wenn Sie das letztere einsehen, wundert es mich, daß Sie eine unritterliche Erklärung von mir verlangen.

„Nein," sagte ich von einem Alp befreit. „Ich billige dieses Ehrengesetz von ganzem Herzen. Jetzt bin ich auch im stande, Gustel aufzuklären."

„Sie wollen über Fräulein Hammer aburtheilen?"

„Ich glaube, wir verstehen uns noch nicht, Herr Ervens. Sie sprachen soeben in einem beleidigenden Ton; aber ich will Sie beruhigen. Wenn es jemand giebt, der Susi verstehen und entschuldigen kann, dann bin ich es. Ich weiß, wie leidenschaftlich sie schon als Kind war. Sie hat sich halb ohnmächtig an Sie gelehnt; aber sicher nicht, weil sie berechnend Comödie spielte. Mehr brauche ich wohl nicht anzuführen, um die Furcht einer falschen Beurtheilung zu verscheuchen. Erscheint Ihnen meine Auffassung richtig?"

„Ich erlaube mir überhaupt kein Urtheil darüber. Sie haben Sich selbst eine denkbare Auslegung der Scene geschaffen; ich habe über diese ganze Angelegenheit nur zu schweigen."

„Sie gehen, da Gustel und ich Zeugen des Auftrittes waren, in Ihrer Zurückhaltung wohl etwas zu weit; aber darüber will ich mir auch kein Urtheil erlauben. Und nun kommen Sie mit!" Ich machte, schon glücklich über die günstige Wendung, einen Schritt vorwärts, als mir ein kühles: „Wohin?" alle Zuversicht raubte, und der helle Schein sich von neuem verfinsterte.

„Zu meiner Freundin natürlich!"

„Was soll ich da? Sie hat vor Ihnen meine Hand zurückgewiesen. Sie will ja allein sein!"

„Nein, sie wird nicht allein sein wollen, wenn sie hört, wie alles zusammenhängt," sagte ich bittend.

„Wollen Sie mich etwa mit Gewalt mitschleppen?"

Mir schwand aller Muth. Was sollte ich hier, wo mir nur Spott für mein ehrliches, treues Wollen gespendet wurde? Da hörte ich wieder Gustels Stimme: „Ach, ich hätte ihm ja verziehen, gern verziehen!"

Und vorhin dachte sie noch, er wäre ihr untreu. Wie viel mehr würde sie zur Versöhnung beitragen wollen, wenn sie seiner Treue sicher war!

„Was wünschen Sie also, Herr Ervens?" fragte ich tonlos.

„Ich wünsche, daß die Frau, die meine Gattin werden soll, ein unbeschränktes Vertrauen in meine Person besitzt. Ist Ihnen nun alles klar?"

„Das hat meine Freundin auch stets bewiesen, trotz der Prüfung, die Sie ihr durch die lange Wartezeit auferlegt haben."

„Nein, sie hat mir nur bewiesen, daß sie beim ersten möglichen Fall eines Zweifels dieses Vertrauen verloren hat."

„Sie wünschen also mit andern Worten, daß" — meine Zunge klebte mir am Gaumen, und meine Stimme wurde fast unhörbar bei dem demüthigenden Vorschlag, — „daß meine Freundin Sie um Verzeihung wegen Ihres Zweifels bittet?"

Eine mir endlos lang erscheinende Pause, dann erwiderte seine vor Erregung fremd klingende Stimme:

„Nein, denn Verzeihung für einen Vertrauensbruch geben, heißt, einer ewigen Fortsetzung desselben Fehlers Vorschub leisten. Leben Sie wohl!"

Diese grausame Antwort wirkte auf mich, wie ein Peitschenhieb; ich ging durch wie ein gequältes Pferd. Die Kniee zitterten mir vor Aufregung, und vor den Augen tanzten Feuerfunken, doch sagte ich deutlich und überlegt: „Sie müssen mir das Recht geben, einige Worte zu sprechen. Sie liebten meine Freundin und waren ihrer Gegenliebe sicher; Sie fingen an, Ihren Zukunftsbau zu machen, ein schwankendes Luftschloß, über dessen Thür in Talmi-Goldschrift: Vertraue auf mich! stand. — Sie machen ein fragendes Gesicht? Warten Sie nur ab, des Räthsels Lösung ist sehr einfach. Wissen Sie, wie Sie an Gustel gehandelt haben? Sie haben in versteckten Anspielungen von Ihrer Liebe gesprochen; Sie haben undeutlich Gründe errathen lassen, die Ihnen dieses Stillschweigen auferlegten; Sie haben Sich in den Mantel des Tugendstolzes gehüllt und darum den einfachen Weg zur Vereinigung mit der von Ihnen Geliebten zurückgewiesen; Sie haben Sich zum Knecht des Urtheils der Welt gemacht; Sie haben vor allem, und das ist unverzeihlich, das Opfer von Gustels Ruhe und Jugend kaltblütig als selbstverständlich angenommen. Darum haben Sie Sich des Vertrauens nicht würdig gezeigt! — Meine Freundin dagegen? Sie ist selig über das Geschenk Ihrer Liebe; Sie sieht bewundernd auf Ihre Abneigung, ein reiches Mädchen zu heirathen; sie legt stolz und vertrauensvoll ihr Schicksal in Ihre Hand; sie opfert Ihnen ihr Selbst. Darum hat sie den höchsten Beweis des Vertrauens gegeben. Sie ist nur ein junges, unerfahrenes Mädchen von achtzehn Jahren, und Sie sind ein gereifter Mann. Aber sie ist die aufopfernde Liebe, und Sie sind die egoistische Liebe! So, — weiter habe ich Ihnen nichts zu sagen! Leben Sie wohl!"

Ich sah, wie durch einen dichten Nebelstreifen, Ervens unsicher schleppenden Schrittes einem Ruf von Keller folgen. Was hatte ich gethan? Wie durfte ich einem mir fast fremden Manne so unverhüllt die Wahrheit sagen? Wenn ich damit Gustels Unglück noch vergrößert hatte? Ich stand zaudernd vor unserer Thür. Was sollte ich sagen? Was thun? Ich hörte ein bitteres Schluchzen; endlich waren ihr die erlösenden Thränen gekommen. Bei meinem Eintritt streckte sie mir beschwörend die Hände entgegen. Ich ergriff diese und streichelte sie sanft, während ich nach den mildesten Worten suchte, ihr das traurige Ergebniß mitzutheilen. Sie war sofort von seiner Unschuld überzeugt; ich brauchte nur meine Auslegung anzudeuten. Sie wollte aber anfangs nicht begreifen, daß er ihren Zweifel an seiner Treue nicht verzeihen wollte und meinen demüthigen Vorschlag einer Abbitte ihrerseits vollständig zurückgewiesen hatte. Sie saß mit brennenden Augen da und starrte vor sich hin, theilnahmlos für jeden Trost. Mir wurde unheimlich zu Muthe.

Da kam Keller in fieberhafter Aufregung angelaufen, um seine Märtyrerin zu holen. Ich ging mit auf die Bühne und besah mir voll Grauen das düstere Kreuz, an das meine arme Gustel im bittersten Martyrium ihrer Seele befestigt werden sollte. Wo war mein lustiger Spott über ihr weltliches Aeußere geblieben? Wo ihr jubelndes Gelächter über die Zumuthung, ein ernstes Gesicht aufzusetzen? Sie war fast unfähig, sich beim Anblick von Ervens, der vor dem Kreuz auf den Knieen lag, und kaum weniger elend, als sie selbst, aussah, aufrecht zu erhalten. Keller aber konnte seine Freude über ihr Aeußeres nicht verbergen; hier hatte ihn der Zufall doch großartig begünstigt! Dieses Gesicht mit dem Ausdruck am Kreuze gab ja die vollendete Wirklichkeit wieder und sicherte seinem gewagten Bilde, bei dem der Schritt vom Erhabenen zum Lächerlichen so sehr zu befürchten war, einen vollen Erfolg.

„Meine Freundin fühlt sich durchaus nicht wohl, wie Sie ja selbst sehen können, Herr Keller. Sie will Ihnen aber nicht Unannehmlichkeiten bereiten, trotzdem sie Ihnen durch ihre Bereitwilligkeit in ihrem jetzigen Zustand ein Opfer bringt. Ich muß Sie aber dringend ersuchen, mit der Krankheit meiner Freundin zu rechnen. Lassen Sie den Vorhang so rasch wie möglich fallen; ein gesunder Mensch würde bei der schwierigen Stellung leiden, wie viel mehr ein Kranker. Aber es ist wohl unnöthig, Ihnen darüber Vorschriften zu machen, Sie müssen ja selber einsehen, daß die größte Rücksicht hier Pflicht ist. Also, bitte, schnell!"

An die beiden Enden des Querbalkens wurden hohe Leitern angelegt, und zwei Arbeiter kletterten hinauf. Gustel mußte auf die schmale, bewegliche Stütze steigen, auf der ihre Füße ruhen sollten, und ihre Arme in die Höhe recken. Die Arbeiter beugten sich herab, ergriffen ihre Hände und hielten dadurch vorsichtig ihre Gestalt im Gleichgewicht, während Keller nebst zwei andern das kleine Brett mit Gustel langsam in die Höhe schoben. Als ihr Haupt etwas den Kreuzungspunkt der beiden Balken überragte, schraubte Keller die Stütze fest. Nun breitete Gustel die Arme aus, und die beiden Männer auf den Leitern banden ihre Handgelenke mit dicken Stricken an den Balken. Keller wickelte ihr schleppendes Gewand eng um die Füße, sodaß die ganze Gestalt ein überschlankes Aussehen gewann und die Stütze verdeckt war. Dann knotete er noch einen dicken Strick um die Fußgelenke. Ich stand mit gefalteten Händen und sorgenschwerem Herzen dabei und sah ängstlich hinauf in Gustels theilnahmloses Gesicht.

Mir war, als hängte man sie wirklich ans Kreuz, und als müßte ich die Henker um Gnade, um Rettung anflehen. Meine Nerven waren durch die verschiedenartigen Aufregungen des Abends schon so überreizt, daß es mir wieder schwer wurde, Schein von Wirklichkeit zu unterscheiden.

„Ich hoffe, gnädiges Fräulein, Sie sind nun über das Schicksal Ihrer Freundin beruhigt;“ begütigte Keller. „Der Vorhang wird sofort aufgezogen, und ich würde Ihnen dringend rathen, dieses Bild aus der reservirten, kleinen Loge an der linken Seite zu betrachten. Sie bekommen von dort eine ungleich gelungenere Vorstellung.“

Ich besah mir nochmals forschend Gustels Stellung. Als ich mich überzeugt hatte, daß ihr nichts geschehen konnte, folgte ich eilig seinem Rath. Die Loge war von den Coulissen aus durch einen schmalen Gang zu erreichen, und ich konnte, im Falle meine Hülfe nöthig wurde, sofort auf die Bühne zurückeilen. Ich hatte mich kaum auf meinen Platz hinter der schützenden Gardine niedergelassen und den Eindruck einer auffallenden Unruhe im Publicum bemerkt, das, durch die letzten Bilder schon sehr aufgeregt, nun in diesem Einzelbild vor der allgemeinen Schluß-Scene den Glanzpunkt des Abends vermuthete, als das Gas erlosch und der Vorhang langsam aufging.

Wie soll ich den überwältigenden Eindruck schildern? Meine Sprache ist zu arm, meine Feder zu ungewandt, um ein Bild zu entwerfen, das sich annähernd mit dem wirklichen deckt.

Stelle Dir vor, daß Du auf einer kahlen, öden Bergesspitze stehst, von der Du in ein unfruchtbares, von den sengenden Strahlen einer glühenden, südländischen Sonne ausgedörrtes, todtes Thal schaust. Die Erde ist durch die furchtbare Hitze in Risse zersprungen, und in dem blendend grellen Licht scheint die Luft zu kochen. In diesem Gluthofen breitet auf des Hügels Spitze dicht vor Dir ein Kreuz seine Arme aus, und eine lichte Frauengestalt hängt daran, mit zurückgesunkenem Haupt, halbgebrochenem Auge, das schöne Gesicht schmerzverzogen und eingefallen, der Mund leicht geöffnet, als wolle er rufen: „Erquickung! Kühle! Wasser!“

Und das ganze Land ringsum schreit diesen stummen Schrei mit ihr, und Du siehst keine Hülfe, keine Erlösung nahe. Vielleicht bemerkst Du dann unten zu ihren Füßen in qualvoller Reue, in erschreckender Hülflosigkeit zusammengebrochen, die Gestalt eines Mannes, aber Du schenkst ihm sicher nur einen kurzen Blick, Dein Auge fliegt wieder zurück zu der Märtyrerin, um bei ihrem Anblick, ins Innerste des Herzens getroffen, zusammenzubeben.

Der Vorhang rollte herab. Ein bezeichnendes, athembeklemmendes Schweigen ruhte auf dem ganzen Haus. Keine Hand rührte sich, aber aller Augen weilten, wie gebannt, auf dem Vorhang. Mir war es im letzten Augenblick erschienen, als ob die Stütze unter Gustel herabgesunken war, sodaß höchstens noch ihre Fußspitzen einigen Halt fanden. Das wäre ja schrecklich! Ehe ich aber weiter darüber nachdenken konnte, öffnete sich die Scene von neuem.

Wie mit einem Schlage war das Bild verändert. Fort waren Sonne, Gluth und Licht! Ein bläulich schimmernder Mond, dunkele Schatten über das weite Thal, und nur die weiße Gestalt am Kreuz hob sich grellbeleuchtet von dem düstern Hintergrund ab. Sie hing noch unverändert mit zurückgefallenem Haupte da, doch der Gedanke, der kühle Abendwind küsse ihre leidvollen Züge, tröstete mich. Nein, es war unerträglich, daß Stunde auf Stunde verflossen war und ihre Pein noch kein Ende gefunden hatte! Welch' trostlose Vorstellung! Ich fieberte, so hielt mich meine Einbildungskraft in ihrem Bann gefangen.

Als der Vorhang das Bild verdeckte, ging ein Rauschen der Unruhe durch den Zuschauerraum. Aber warum kam nicht der dritte Aufzug? War vielleicht etwas geschehen? Hatte Gustel nicht länger stehen können? Warum zögerte Keller? Ich hatte mich schon halb aufgerichtet, um selbst nachzusehen, als sich der Vorhang rührte. Ich konnte bei dem Anblick, der sich mir bot, einen Schreckensschrei nicht unterdrücken.

Eine fahle, graue, trostlose Morgendämmerung starrte mir entgegen, und — die Märtyrerin hatte ausgelitten! Ihr Kopf war schwer und haltlos nach vorn herübergefallen, so daß die offenen Haare halb das Gesicht verhüllten und man nur ein scharfes, spitzes Profil sah. Die Augen waren geschlossen, und der Körper hatte seine Widerstandsfähigkeit verloren; er hing schwer nach vorn über. Der Römer aber hatte sich halb emporgerichtet, als wolle er die todte Gestalt die sich ihm entgegenneigte, in seinen geöffneten Armen auffangen. Alle diese Einzelheiten hatten, meine durch alles Vorangegangene seltsam geschärften Blicke erfaßt; während die ergriffenen Zuschauer, natürlich auch nicht die Eltern der am Kreuz hängenden Gestalt, nicht ahnten, daß diese in Wahrheit physisch und moralisch bis zur Erschöpfung gemartet worden war. Dann war ich aber auch schon hinter der Scene und schrie mit entstellter Stimme dem Maschinenmeister beim Vorbeilaufen zu: „Vorhang herunter! Sofort!“

Er muß mein Gebot augenblicklich befolgt haben, denn als ich auf der Bühne anlangte, schlug die Leinwand gerade auf den Boden auf. Ich stand am Fuße des Kreuzes und rief verzweifelt: „Gustel! Gustel!“

Sie regte sich nicht.

„Die Leitern her! Rasch! — So! Vorsichtig! — Fassen Sie die Hände! Achtung!“

Zwischendurch flehte Keller wie ein Rasender: „Noch einen Aufzug, einen einzigen Aufzug! Das Bild hat die denkbar größte Sensation gemacht! Noch ein einziges Mal!“

Ich hörte ihn kaum; ich lebte nur im Gedanken an Gustel und ihre Befreiung aus der fürchterlichen Lage.

„Schrauben Sie die Stütze jetzt los! Aufgepaßt! — Die Stricke herunter! — Halt! — Herr Ervens, fangen Sie die Gestalt auf! Langsam, — langsam!“

Die haltlose Figur sank herunter in Ervens' ausgestreckte Arme; er legte sie mit der Zärtlichkeit einer Mutter nieder, und ohne unserer aufgeregten, schwatzenden Umgebung auch nur einen Blick zu schenken, brachten wir sie in unser Zimmerchen. Als wir sie vorsichtig auf das Fell gelegt hatten, eilte Ervens fort. Er kam bald mit Wasser, Wein und Kissen zurück. Der junge Arzt begleitete ihn und tröstete mich. Es handle sich sicher nur um eine Ohnmacht, die bei der überaus anstrengenden Stellung am Kreuze eine ganz erklärliche Folge sei.

„Reiben Sie ihr die Schläfe mit Wasser ein. So ist es recht! Sie wird bald wieder zu sich kommen!“

Ervens zerriß sein Taschentuch und machte zwei Compressen, die er auf angeschwollene Stellen an den Handgelenken legte. Da wurde die Thür aufgerissen und Keller stürzte herein: „Kommen Sie sofort alle zur Schlußscene! Sie wissen doch, daß alle Betheiligten darin Plätze haben.

Der junge Arzt war schon hinausgegangen; ich und Ervens aber beschäftigten uns, ohne viel Worte zu verlieren, mit Gustel, der wir ein bequemes Lager aus den orientalischen Kissen aufgebaut hatten.

„Hören Sie nicht?“

Da wies ich mit dem Finger nach der Thür.

Er folgte meinem Befehl, nach einem Blick in mein Gesicht, wo wohl deutlich genug der Zorn und die Verachtung über seine egoistische Handlungsweise zu lesen stand. Die Thür flog in's Schloß. Ich kniete wieder an Gustels Seite nieder und nahm ihr todtenblasses Gesicht in meine Hände; bitter lächelnd zeigte ich Ervens die Verwüstung, welche die letzte halbe Stunde in ihren Zügen angerichtet hatte.

„Sind Sie nun gerächt?“

„Mein Gott, ich habe ja nicht gewußt, was ich that! Ich litt selbst so grausam. Aber ich danke Ihnen und werde Ihnen nie genug danken können, daß Sie mir so schonungslos die Augen geöffnet haben. Hoffentlich ist es zur Besserung noch nicht zu spät, und ich will durch die Liebe meines ganzen Lebens gut zu machen suchen, was ich hier verbrochen habe in blinder Härte und Ichsucht.“

Dabei nahm er Gustels Hände und bedeckte sie mit leidenschaftlichen Küssen. Er beugte sich schließlich besorgt durch die lang anhaltende Ohnmacht über ihr zartes Gesichtchen und flüsterte mit zärtlicher, inniger Stimme: „Gustel! Meine Gustel!“

Ich sah erstaunt die Wirkung dieser Zauberworte. Gegen meine beschwörenden Bitten war sie taub geblieben; kaum aber hatte er ihren Namen voll Liebe und Sehnsucht gerufen, da erwachte die Seele in ihr, und sie öffnete mit einem Seufzer die fragenden Augen. Er gerieth vor Freude über seinen Erfolg ganz außer sich und drückte seinen Mund auf die widerstandslosen, blassen Lippen. Dazwischen flüsterte er zahllose Liebesbetheuerungen und Kosenamen; ich hatte bisher nicht geahnt, daß unsere Sprache so viel warme und bezeichnende Ausdrücke für ein geliebtes Wesen enthielt.

Gott sei Dank! — Ich schlich mich hinaus. Da saß ich dann auf der dunkeln Treppenstufe zusammengekauert und drückte mein Gesicht in beide Hände.

Ende.

Nachdruck verboten.

Der gute Bruder.

Novellette in vier Briefen von A. von der Elbe in Hannover.

1. Hermann an Carl. Hannover, 1890.

Herzensfreund!

Du weißt, daß wir vor vierzehn Tagen meinen braven alten Vater begraben haben. Ich komme zu Dir, um mich über die Veränderung unserer Verhältnisse auszusprechen.

Wie treu wußte der Verblichene zu sorgen, wie wird sich nun alles ändern! Seine bedeutende Pension fällt fort, und das kleine Vermögen wird getheilt. Ich muß nun mit den Zinsen eines Viertels auskommen.

Meine drei Schwestern haben ja im Hause wenig gekostet und waren doch gut aufgehoben. Jetzt wälzt sich auf meine Schultern alle Last und Sorge für die armen Dinger, die so weltfremd dem Leben gegenüberstehen. Vater hat sie mir in seinen letzten Stunden warm ans Herz gelegt, und die guten Kinder werden sich natürlich in allen ihren Nöthen zum Bruder flüchten.

Wenn sie doch heiratheten! Hör' 'mal Carl, alter Junge, Du bist ja selbst schon in den Hafen der Ehe eingelaufen, lebst aber doch in einem Kreise von allerlei heirathsfähigen Leuten. Vielleicht begegnet Dir ein reifer Junggeselle oder Witwer, der sich nach Häuslichkeit sehnt, der ein pflegsames Wesen braucht und sein gutes Auskommen hat; da denk' doch in aller Vorsicht und Discretion an meine Schwestern. Habe ich das Glück, sie zu verheirathen, so darf ich die Sorge für sie in andere starke Hände legen, die im stande sind, sie durchs Leben zu tragen.

Liebe ist ja Unsinn, Blindheit, Laune. Viel richtiger, wenn von beiden Seiten die Vernunft spricht. Und vernünftig sind meine Schwestern. Im Alter sind sie unter mir; so, als wenn auf drei Treppenstufen je eine sitzt: sechsundzwanzig, fünfundzwanzig und vierundzwanzig Jahre alt. Schön sind sie nicht; oder hat ein Bruder dafür überhaupt keinen Blick? Aber ich glaube nett, recht nett.

Elise, die Aelteste, wird mit ihrem kleinen Kapital unseren elterlichen Hausrath annehmen. Na, mir ist das Geld viel lieber als die Möbel, so bin ich ganz einverstanden. Sie will eine Art Kosthaus einrichten, was ja wohl leidlich schicklich ist und mich in meiner Carrière nicht stören wird, denn ich rechne fest darauf, nächstens Regierungs-Baumeister zu werden.

Käthe zeichnet etwas, recht bescheiden. Was sie damit anfangen will, ahne ich nicht; sie scheint indes große Rosinen im Kopfe zu haben. Vermuthlich wird sie erste Kostgängerin bei der Schwester. Ist Elise damit einverstanden, werde ich's auch sein; eine hohe Pension kann Käthchen nicht zahlen. Und ich habe rund heraus erklärt, daß ich nicht in der Lage bin, von meinen mageren Zinsen einen Silbergroschen zu entbehren. Die Mädchen dürfen ja im übrigen bei allen wichtigen Lebensfragen auf meinen Rath und Beistand zählen.

Sophie, die Jüngste, die immer den väterlichen Hausgarten besorgte, mag als Stütze aufs Land gehen, wo sie umsonst sein kann, sich mit Blumentöpfen schleppen darf und für die Kost hier und da zugreift.

Ich schreibe Dir dies alles so genau, weil ich wirklich hoffe, daß Dir vielleicht einmal etwas für die armen Geschöpfe, die bis jetzt nicht von des Vaters Seite gewichen sind, einfallen möchte, etwas, das ihnen ermöglicht, leidlich weiter zu existiren. Wahrhaftig, ich würde Dir sehr dankbar sein, lieber Carl, wenn Du mir von meiner Sorgenlast einiges abnehmen könntest.

In wenigen Tagen ist die Theilung beendet; dann kehre ich an meine Berufsgeschäfte zurück.

Grüße Deine liebe Frau und sei umarmt von Deinem getreuen Hermann.

2. Elise an Sophie. Hannover, 1891.

Besten Dank, liebe Sophie, für Deine freundliche Erkundigung nach meinem Ergehen. Ich habe das Haus voll, rühre mich tüchtig und komme ganz gut vorwärts.

Doch von mir will ich heute nicht sprechen; ganz anderes liegt mir schwer auf der Seele. Denke Dir, unser armer Hermann hat sich auf seinem Bau den Fuß gebrochen und hat unter großen Schmerzen mit einem Wärter die Reise hierher zurückgelegt. Wir haben ihn in einem Krankenkorbe zu mir ins Haus geholt. Er telegraphirte und fragte, ob ich Platz für ihn habe. Immer, natürlich, und wenn ich im Kohlenkeller schlafen müßte! In Berlin in ein Hospital zu gehen, war doch zu theuer und auch zu öde für den guten Bruder.

Ich hatte zum Glück das Balcon-Zimmer frei, und da liegt nun seit vorgestern unser armer Liebling. Ich bin natürlich glücklich, daß ich etwas für ihn thun kann. Und er sagt selbst, er gönne mir die Freude.

Wie immer ist er voll von Plänen und voller Sorge für uns. Heute Nachmittag, als ich mit den Hausgeschäften fertig war und an seinem Bette saß, fragte er mich, ob ich mich noch des Postraths Schulze erinnere, er habe ihn in Berlin wieder getroffen. Natürlich erinnerte ich mich! Ferner Vetter von Papa, kleiner dicker Herr mit rothem Gesichte, etwas bläuliche Nase, nahm immer mehr Cognac, als Thee. Die arme zarte Frau wagte nicht Piep zu sagen, so heftig redete er.

Hermann erzählte, Schulze habe seine Frau verloren und befinde sich mit drei Kindern in recht verlassener, übler Lage. Er müsse durchaus wieder heirathen. Sie wären übereingekommen, daß ich wohl für ihn passen möchte. Ich! Du kannst Dir mein Erstaunen denken, liebe Sophie!

„Ja, Elise,“ sagte Hermann, „hier bietet sich Dir nun endlich Gelegenheit, den eigentlichen Beruf des Weibes zu erfüllen, Gattin, Mutter, Hausfrau zu werden und die Anlehnung an den Mann zu finden, die das schwache Geschlecht so dringend braucht. Es würde mein Herz wesentlich erleichtern, wenn Du die freundlich ausgestreckte Hand ergreifen wolltest.“

„Mein guter, fürsorglicher Bruder,“ erwiderte ich ganz gerührt, „sei nicht böse auf mich, aber ich gehöre nun einmal zu den altmodischen Frauenzimmern, die meinen, etwas Liebe sei nicht übel zur Ehe, und ich gebe Dir mein Wort, daß ich nie etwas für den Postrath gefühlt habe.“

Hermann war verstimmt; er fragte, ob denn nicht eine von uns Schwestern verständiger sein werde, als ich? Ich sagte, ich wolle Euch gern fragen, glaube aber, daß Ihr auch ohne Herrn Schulze's Beistand ganz vergnügt seid.

Solltest Du, liebe Sophie, Deine Gärtnerei aufgeben wollen, so überlege Dir diese Zeilen.

Da Hermann für den Tag auf die Chaiselongue gehoben werden kann, laß ich ein Piano heraufsetzen, und dann sind mehrere von meinen Pensions-Gästen erbötig, abends hier zu musiziren und zu plaudern; Du darfst also ruhig sein, unser armer Patient ist gut aufgehoben.

Wie geht es Dir? Machst Du Fortschritte in Botanik und Gärtnerei? Bereust Du nicht, daß Du einen Theil Deines Kapitals für diese Lehrzeit opferst? Mit vielen guten Wünschen

Deine Elise.

3. Käthe an Elise und Sophie. München, 1893.

Meine lieben Schwestern!

Da ich weiß, beste Elise, daß Sophie jetzt für ein paar Wochen bei Dir in Hannover ist, wende ich mich mit meiner Freudenbotschaft an Euch beide.

Denkt Euch, unser theurer Bruder hat endlich sein Herz entdeckt! Er liebt, und wird natürlich wieder geliebt. Ihr wißt, daß er für eine provisorische Beschäftigung seit ein paar Wochen hier ist. Zuerst war er mißmuthig, dann fand er sie und begann aufzuleben.

Sie ist eine süße, kleine, blonde Else, leider ohne einen Pfennig Geld. Ihr Vater war Musicus in Nürnberg. Sie ist, als bei des Vaters Tode, der etwas flott gewesen sein mag, alles verkauft wurde, mit der Mutter hierhergezogen. Ihr bestes Mobilar-Vermögen besteht in einem alten Flügel, auf dem Else Klavierstunden giebt, die Stunde zu 50 Pfennig. Die Mutter, die das Frisiren erlernte, hat schon eine gute Kundschaft. Diese Beschäftigung der Frau ist nun für Hermanns feine Empfindung nicht angenehm und auch seiner Lebenslage nicht angemessen. Er hat die Mutter gebeten, zu ihm zu ziehen, und da sich für unseren Bruder Aussicht eröffnet, wieder Stellung in Berlin zu finden, werden sie alle bald dahin übersiedeln.

Die schwierige Frage ist nur, woher das Aussteuer-Capital nehmen? Hermann hat in den letzten drei Jahren nicht glänzend verdient und viel zugesetzt. Einen kleinen Nothpfennig wird er aber immer brauchen, und so bin ich sehr dagegen, daß er seinen Vermögensrest in die Einrichtung steckt.

Da ist mir nun ein hülfreicher Gedanke gekommen. Ich habe hier seit einem Jahre in meinem photographischen Atelier ein nettes Mädchen als Empfangsdame; sie hat kürzlich etwas geerbt und möchte gern ins Geschäft eintreten. Angenehmer ist es ja freilich, für sich allein zu verdienen, doch glaube ich mich mit Anna gut zu vertragen, und wenn sie für ihren Compagnie-Antheil 5000 Mark einzahlt, so würde das zum ersten Anfang für Hermann genügen. Ich werde also auf Anna's Wünsche eingehen und denke, daß auch Ihr meine Handlungsweise billigt. Gott befohlen!

Eure alte Käthe.

4. Sophie an Elise. Berlin, 1896.

Beste Elise!

Wie ich eben mit bewegtem Herzen höre, sind bei Hermann ein paar Zwillingstöchter angekommen. Gewiß ein reicher Segen, aber es wird unserem guten Bruder schwer, mit einer so großen Familie anständig durchzukommen, da seine Einnahme, wenn auch endlich feststehend, doch nicht bedeutend ist. Mit wie vielen Unannehmlichkeiten hat er auch erst zu kämpfen gehabt!

Hermann fühlt sich ja glücklich mit seiner kleinen Frau, und das ist die Hauptsache. Die zarte Else thut ihr Möglichstes, und die Mutter greift wacker zu. Hermann erkennt das an, allein auch an seinem Glückshimmel giebt es allerlei Sorgengewölk. Als er eben bei mir vorsprach, äußerte er sich etwas verstimmt, daß es wieder Mädchen sind. „Ich habe nun drei kleine, überflüssige Töchter," seufzte er. „Wohin einmal damit?" Und er hat ja recht, unser guter Hermann. Männer kommen immer leichter durch die Welt als Frauen, wir alle wissen davon ein Lied zu singen; aber nicht wahr, wir wollen uns einmal unserer kleinen Nichten annehmen?

Ein anderer Umstand lag auch unserem armen Bruder schwer auf der Seele. Seine Schwiegermutter hat, recht vernünftiger Weise, bei Hermanns Verheirathung verlangt, daß er sich in eine Lebensversicherung einkaufe. Bis jetzt ist es ihm gelungen, den jährlichen Beitrag von 300 Mark aufzubringen, augenblicklich kann er die Summe aber durchaus nicht erschwingen, und wenn der Beitrag nicht bis zum Ersten künftigen Monats gezahlt wird, so verfällt alles bisher eingezahlte Geld.

Nun muß ich ja dankbar anerkennen, daß mein Blumengeschäft, meine Binderei gut gehen. Jeder Geburtstag wird mit Blumen überschüttet, jedes Fest wird mit Guirlanden, Decorations-Pflanzen und Sträußchen gefeiert, jeder Sarg unter Kränzen und Palmenwedeln begraben und jede Primadonna mit mächtigen Blumen-Arrangements gefeiert. Da ich mich einer guten Kundschaft erfreue und immer mehr lerne, was ich und wie ich's brauche, so hoffe ich, weiterhin genügend zu verdienen, und habe also dem armen sorgenschweren Bruder die Angst, wie er das Geld für die Police seiner Lebensversicherung beschaffen soll, abgenommen. Die 300 Mark jährlich werden schon bei mir übrig sein, und ich bin glücklich, Hermann helfen zu können.

Liebe Elise, bitte, schreib' unserem Bruder einen recht freundlichen Glückwunsch, der wird seinem Herzen wohlthun, und er kann alles, was ihn aufrichtet, brauchen. Dieselbe Bitte werde ich auch an unsere Käthe in München richten, sie kommt ja mit ihrem photographischen Atelier vorwärts, und wir alle sind, Gott sei Dank! in der Lage, dem schwer Ringenden hier und da ein wenig unter die Arme zu greifen.

Mit herzlicher Liebe Deine treue Schwester

Sophie.

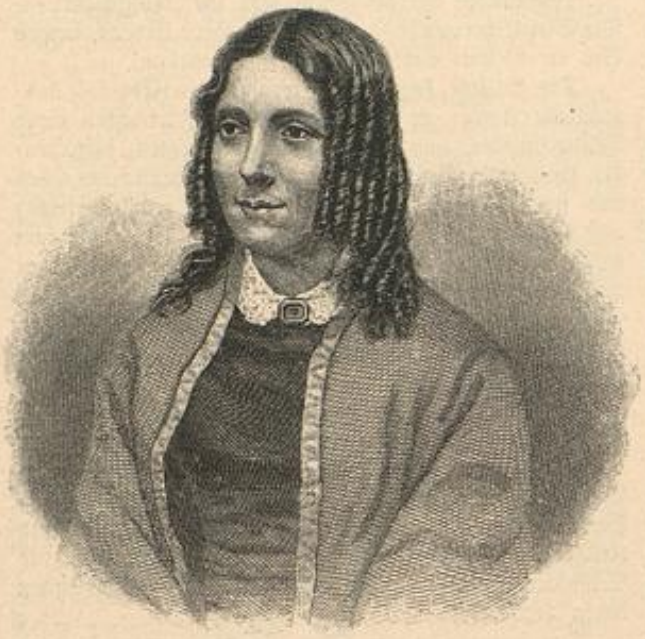
Nachdruck verboten.

Hans Christian Andersen.

Von Julie Halle in Steglitz.

Fünfundzwanzig Jahre sind es her, seit Hans Christian Andersen verschied, der dänische Dichter, der so innig auch zum deutschen Herzen geredet hat. Sein Andenken sollte im deutschen Volke treu bewahrt werden. Wie Rosegger, aus den ärmlichsten Verhältnissen hervorgegangen und bestimmt, Schneider zu werden, ging Andersen, gleich diesem, als armer Knabe hinaus in die Welt und ist ein berühmter Mann geworden.

Auf dem wald- und kornreichen, sagenumwobenen Fünen, in der Stadt Odins, Odensee, erblickte Andersen in dem einzigen Stübchen eines armen Schuhmachers das Licht der Welt. Er war ein glückliches Kind, denn Liebe und Eintracht herrschte in seiner Umgebung. Freundlich und sauber, wie bei den Eltern, war es auch im Stübchen der Großeltern, in einem Hospital. Der Großvater freilich, der als Landmann einst bessere Tage gesehen hatte, war schon ein stumpfer Greis, um so reger aber nahm die Großmutter noch an allem Antheil; sie wußte Geschichten und Sagen, und auch der Vater erzählte dem Knaben vielerlei, denn er hatte die besten Dichter Dänemarks, ja sogar



Harriet Beecher-Stowe.

Siehe Seite 128.

geschichtliche Werke gelesen. Dazu regte die poetische Natur seiner Heimat-Insel den geweckten Knaben mächtig an; gern streifte er umher, glaubte in den Buchenwäldern mit Feen und Geistern zu verkehren, oder er sah sehnsüchtig hinaus auf das blaue Meer. Im Winter saß er beim Vater im Stübchen und nähte Puppen, denen seine Phantasie Leben verlieh. Die Nachbarn schüttelten die Köpfe über den kleinen Phantasten, die Eltern aber ließen ihn gewähren.

Der Vater war ein glühender Verehrer Napoleons I.; er wollte mit ihm in den Krieg ziehen und hoffte, auf diese Weise zu einer besseren Lebensstellung zu gelangen. Er mußte jedoch schon in Holstein wieder umkehren, da inzwischen Friede geschlossen war; todtkrank kam er in der Heimat an und starb bald nachher. — Die Mutter verheirathete sich wieder; der Stiefvater bezeigte sich gütig gegen den Knaben, der inzwischen zu einem schlanken, vierzehnjährigen Burschen herangewachsen war, der halb im Traum seines Weges ging. Die Eltern hielten es für das Beste, wenn er den beschaulichen Beruf eines Schneiders ergriffe; er aber hatte ganz andere Gedanken. Er wollte Schauspieler werden! Es hielt sich gerade eine Truppe in Odensee auf; Christian hatte Freundschaft mit dem Zettelträger geschlossen, durch den es ihm gelang, bis hinter die Coulissen zu kommen, von wo er der Aufführung zusehen konnte. Ja, er erreichte sogar, daß der Director ihm eine Empfehlung an Madame Schall, die damals gefeiertste Tänzerin in Kopenhagen, gab. So fuhr der Knabe ganz allein als blinder Passagier nach Kopenhagen. Mutter und Großmutter gaben ihm das Geleit. Letztere sah er nicht wieder. Auf dem Armenkirchhof in Odensee wurde sie begraben; er konnte sogar ihr Grab später nicht finden.

Sein Empfang bei Madame Schall war nicht geeignet, große Hoffnungen zu erwecken. Er sah auch zu lächerlich aus, als er ihr seinen Besuch machte. Seine ersten Stiefel, auf die er sehr stolz war, hatte er über die Hosen gezogen. Kaum eingetreten, zog er sie aus und ergriff ein bereit stehendes Tambourin, um etwas vorzutanzen. Frau Schall hielt ihn für verrückt und entledigte sich seiner so bald wie möglich. Besser erging es ihm bei den Dichtern Baggesen und Weise. Letzterer sorgte lange Zeit für ihn; dazu sang der Knabe im Chor im Theater mit, und als er später seine Singstimme verlor, ging er in die Tanzschule.

So fristete er ein kümmerliches Dasein und litt nicht selten Mangel an dem Nöthigsten; seine Kleidung war längst schadhaft und zu klein geworden; oft nährte er sich nur von trockenem Brod. Schließlich hätten ihm wohl seine Freunde geholfen, wenn er sich ihnen entdeckt hätte; aber er schämte sich. Vielleicht forschten sie ihm auch nicht weiter nach, weil sie, bei seinem Mangel an Bildung, eine wirkliche Hülfe für unmöglich hielten.

Da erwog er nun manchmal, ob es nicht besser sei, wieder in die Heimat zurückzukehren und doch noch Schneider zu werden. Aber er konnte sich nicht entschließen, sein geliebtes Theater zu verlassen; auch fürchtete er den Hohn der Nachbarn.

Wie sehr er noch Kind war, geht daraus hervor, daß er sich fest einbildete, was man am Neujahrsmorgen thäte, müßte man das ganze Jahr thun. Er wollte um jeden Preis aufs Theater. Es gelang ihm nun, am Neujahrstage, bei dem alten, halbblinden Portier vorbei, bis auf die Bühne des Kopenhagener Theaters zu gelangen. Kein Mensch war in der Nähe des großen, einsamen Raumes. Er wollte reden, declamiren, war aber so ergriffen, daß er nur mit thränenerstickter Stimme das Vaterunser stammeln konnte. Froh, seines Erfolges gewiß, schlich er sich wieder fort. Dennoch fühlte er sich später nie so verlassen, wie in diesem Jahre. Aber wenn es ihm recht schlecht ging, fand er immer wieder Leute, die ein Interesse an ihm nahmen. So bahnte sich eine Art Verkehr mit den höheren Ständen an; man lud ihn ein, ließ ihn declamiren, ihm selbst völlig unbewußt, daß man sich im Grunde doch nur lustig über ihn machte. Er hörte nur zuweilen sagen, es sei schade um ihn, daß er nicht studiren könne. So nahm er sich nun fest vor, zu studiren. Aber woher die Mittel nehmen? Das Wenige, was ihm hier und da noch von Freunden zugewendet wurde, oder was er durch sein Mitwirken im Chor verdiente, reichte ja kaum, um ihn vor Hunger zu schützen! Er schrieb ein Trauerspiel, denn er hatte Baggesen und Ingemann gelesen und stellte nun allerlei Erinnerungen zusammen. Natürlich ward das Stück verworfen, mit dem Bemerken, daß Arbeiten, die einen solchen Mangel an Elementar-Bildung verriethen, nicht aufgenommen werden könnten. Trotzdem schrieb er ein zweites Trauerspiel, in der sicheren Hoffnung, daß es ihm dieses Mal gelingen müsse. Es war eine lange Wartezeit, bis er Antwort erhielt, doch wurde sie ihm verkürzt durch das Lesen des Walter Scott, der ihm in die Hände gefallen war. Er war ganz berauscht von dieser Lectüre, und die Pfennige, die er so nothwendig für seine Nahrung gebraucht hätte, wanderten in die Leih-Bibliothek. Endlich erhielt er Antwort. Angenommen ward das Stück freilich nicht, doch der Theater-Director Collin erkannte, daß es von einem Menschen von ungewöhnlicher Begabung geschrieben sei. Bei ihm fand Andersen in Zukunft ein Vaterhaus; auch gewann Collin den König Friedrich VI. dafür, daß dieser eine Summe für seinen Schützling aussetzte. Nun kam Andersen aufs Gymnasium in Schlagelsee, wo er sich trotz seiner mangelnden Vorbildung durch die Klassen emporarbeitete. Mit dem Rector dieser Anstalt siedelte er nach Helsingör über, blieb aber auch dort nicht, weil der Rector ihn absolut nicht verstand, jedes Dichter-Talent ihm absprechend, das Dichten ihm streng verbot und ihn auch sonst hart behandelte. Auf Collin's Anordnung kehrte er dann nach Kopenhagen zurück und bereitete sich selbst auf das Universitäts-Studium vor. So wurde er Student und bestand zur Zufriedenheit bereits im September 1829 sein examen philologicum et philosophicum. Er selbst sagt von dieser Zeit: „Das Leben lag sonnenbestrahlt vor mir."

Dieser Abschnitt in Andersen's Leben wird durch seine ersten im Druck erschienenen Werke bezeichnet, einer kleinen „Gedichtsammlung" und des „Bilderbuch ohne Bilder".

Er bewohnte damals eine kleine Dachkammer in Kopenhagen, in einer engen Straße und hatte keine andere Aussicht als die Dächer der Nachbarschaft; aber in klaren Nächten schien sein alter Freund, der Mond, zu ihm herein und erzählte dem jungen Phantasten, was er auf seiner Wanderung sah. Auch Andersen zog es mächtig hinaus in die weite Welt, und so benutzte er sein erstes Honorar zu einer Reise. Zunächst ging's nach seiner Heimat Fünen. Er besuchte seine Mutter und lernte die Insel noch genauer kennen. Von da fuhr er nach Jütland. Er schildert später die braune, mit Flugsand bedeckte, von flüchtigen Zigeunern durchstreifte Heide in seinem Roman „Sein oder Nichtsein". Dann ging's nach Deutschland, wo er von Tieck und Chamisso bereits als einer der Ihrigen begrüßt wurde. Nicht dieselbe Anerkennung fand er nach seiner Rückkehr in der Heimat. Hier vergaß man ihm seine Abkunft schwer. Dennoch ward ihm nach langem Hin- und Herreden, ob er wirklich ein Dichter sei, ein Reise-Stipendium bewilligt. So machte er sich wieder auf den Weg über Cassel nach Paris, wo er von Heinrich Heine freundschaftlich empfangen wurde. Aus der Heimat aber sandte man ihm anonym ein gedrucktes, gegen ihn gerichtetes Schmähgedicht.

Im September 1833, an demselben Tage, an dem er vor vierzehn Jahren als armer Knaben nach Kopenhagen gekommen war, eilte er über den Simplon nach Italien. Der Lago Maggiore und Mailand machten auf ihn einen mächtigen Eindruck; in Rom lernte er seinen berühmten Landsmann Thorwaldsen kennen, mit dem ihn, bis an dessen Lebensende, innige Freundschaft verband. Der Roman „Der Improvisator" entstand in jener Zeit. In diesem hat er auch seiner Mutter, deren Todesnachricht er gerade damals empfing, ein Denkmal errichtet. Ein weiterer Roman „O. Z." erschien nach seiner Rückkehr nach Dänemark. In dem ersten schildert er italienisches, im zweiten dänisches Leben.

Dennoch hatte Andersen, trotz seiner bescheidenen Ansprüche, noch immer mit Noth zu kämpfen. Da sein Vaterland so klein war, konnte der Kreis seiner Leser sich erst nach und nach durch Uebersetzungen ausdehnen. Erst 1837 ward ihm eine Erleichterung, indem der König ihm ein Jahresgehalt von 200 Bankthalern aussetzte. Dabei genoß er die Liebe und Gastfreundschaft der ersten Familien Dänemarks; besonders breiteten seine Märchen, von denen stets zur Weihnachtszeit ein Heft erschien, seinen Ruhm weiter aus, auch in Deutschland. So ertheilte z. B. eine deutsche Dame, ergriffen von Andersen's Roman „Nur ein Geiger", einem ihr bekannten Musik-Director den Auftrag, ihr einen armen, für Musik begabten Knaben zuzuführen, damit sie für ihn sorge. Der Director brachte ihr zwei Knaben, und sie nahm beide auf. Andersen äußerte: „Ihr gutes Herz würde ihr auch ohne mein Buch geboten haben, so zu handeln, aber es freut mich, daß es den ersten Anstoß gegeben hat."

Wieder nach Dänemark zurückgekehrt, brachte Andersen einige Tage bei dem Minister Graf Moltke zu, der ihm eine Einladung zum Könige nach Föhr überbrachte, wo dieser sich im Bade befand. Gerade an demselben Tag, an dem er vor fünfundzwanzig Jahren arm und hülflos nach Kopenhagen gekommen war, saß er an der königlichen Tafel. Der König und die Königin, auf die Bedeutung des Tages aufmerksam gemacht, gratulirten ihm herzlich. Er selbst schreibt darüber:

„Als ich an jenem 5. September an der königlichen Tafel saß, ging in meinen Gedanken mein ganzes Leben an mir vorüber; ich mußte alle meine Kraft zusammennehmen, um nicht in Thränen auszubrechen. Es giebt Augenblicke der Dankbarkeit, in denen wir gleichsam einen Drang fühlen, Gott an unser Herz zu drücken. Wie tief fühlte ich mein Nichts, und daß alles, alles von ihm komme."

Rückkehr von den Prinzen-Inseln.

Nach dem Bilde von Th. von der Beek in Düsseldorf. — Siehe Seite 128.

Kurze Zeit darauf erhöhte der König Andersen's Jahres-Einnahme. Auch die Herzogin von Augustenburg lud ihn zu sich nach Gravenstein, und so war denn seine Stellung in Dänemark gesichert. Sein Wandertrieb aber erwachte stets aufs neue. Eine Reise nach Deutschland führte ihn zunächst nach Hamburg, wo er mit der liebenswürdigen patriarchalischen Familie Spekter bekannt wurde. Otto Spekter, der treffliche Zeichner der Hey-Spekter'sche Fabeln, überraschte ihn durch anmuthige Bilder zu seinen Märchen.

In Berlin waren dann die Märchendichter Grimm, Andersen und Tieck beieinander. So viele Freunde Andersen aber in Berlin besaß, war er am Weihnachtsabend doch mutterseelenallein. Er saß am geöffneten Fenster und sah zum gestirnten Himmel empor: „Das war," so sagt er, „der Weihnachtsbaum, der für mich angezündet war." „Vater im Himmel" betete er, wie ein Kind, „was giebst Du mir?" Als die Freunde von seiner einsamen Weihnachtsfeier hörten, suchte jeder ihn einen Abend bei sich zu haben, und überall sah er den brennenden Weihnachtsbaum. „Und am letzten Abend des Jahres," so erzählt er selbst, „stand für mich allein ein kleiner Baum mit Lichtern und schönen Sachen da, — das war bei Jenny Lind. Der ganze Kreis bestand aus ihr, ihrer Begleiterin und mir; wir drei Kinder des Nordens waren am Sylvester-Abend zusammen, und ich war das Kind, für welches der Weihnachtsbaum angezündet wurde."

Auch vom König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen ward Andersen freundlich empfangen; desgleichen von der nachmaligen Kaiserin Augusta und ihren munteren Kindern, die gern den verehrten Märchendichter sehen wollten.

Jetzt zweifelte wohl niemand mehr, daß Andersen ein wahrer Dichter sei. Was er in seinem Märchen vom „Häßlichen, grauen Entlein" sagt, können wir von ihm sagen: „Es schadet nichts, auf einem Entenhofe geboren zu sein, wenn man nur in einem Schwanenei gelegen hat." Doch mit so stolzen Worten endet der Dichter seine Selbstbiographie, die er uns in seinem herrlichen Buche „Das Märchen meines Lebens" hinterlassen hat, und der wir folgten, nicht. Dort sagt er zum Schluß:

„Meines Lebens Märchen liegt vor mir aufgerollt, reich und schön; ich könnte es nicht so dichten. Ich fühle, daß ich ein Glückskind bin; fast alle kommen mir offen und liebreich entgegen, nur selten ist mein Zutrauen zu den Menschen getäuscht worden. Vom Fürsten bis zum ärmsten Bauer habe ich das edle Menschenherz schlagen gefühlt. Es ist eine Lust zu leben, an Gott und Menschen zu glauben. Offen und vertrauensvoll, als säße ich unter lieben Freunden, habe ich hier mein eigenes Märchen erzählt, meine Sorge und mein Glück ausgesprochen, habe meine Freude über jede Huldigung und Anerkennung geäußert, wie ich glaube, daß ich sie vor Gott aussprechen könnte. Ob das Eitelkeit sein mag? Ich glaube nicht; mein Gefühl war bewegt und demüthig dabei, mein Gedanke war Dank gegen Gott. — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Ein Glückstern leuchtet über mir, Tausende verdienten ihn wohl besser als ich; ich begreife es selbst nicht, weshalb gerade mir so viel Freude vor Unzähligen zu theil ward. Er leuchte! Geht er aber unter, vielleicht indem ich diese Zeilen schließe, so hat er geleuchtet; ich habe mein reiches Theil empfangen, er gehe unter! Auch hieraus entspringt das Beste. Gott und den Menschen meinen Dank und meine Liebe!"

Nachdruck verboten.

Die Pantoffelblume.

Ein Märchen von Clara Bogdanowa in Charlottenburg.

Ueber den irdischen Wolken schwebt in Aether eine herrliche Insel. Ewiger Sommer umgiebt sie. Es wechseln nicht Tag und Nacht. Klarer, wunderbarer Sonnenschein ruht auf ihren Gefilden. Kein Gewittersturm dringt zu ihr empor; er verhallt wie Wetterleuchten in unendlicher Ferne. Die Insel der Liebe heißen sie die Engel, und wer sie erreicht und Einlaß findet, dessen wildstürmendes Herz ist für immer zur Ruhe gebettet. Das Hämmern seiner Pulse klingt fortan gleichmäßig, wie der Pendelschlag der unwandelbaren Weltenuhr.

Nur wenige vermögen die Insel zu erreichen, denn auf schwindelnder Höh', mit tausendfacher Mühsal überbrückt, führt nur ein einziger Pfad zu ihr empor. Kein Laubdach beschattet ihn; unausgesetzt brennt die Sonne darauf hernieder mit versengender Gluth und blendet die Augen des Wanderers, daß er die Spuren des Weges nicht findet. Gar viele kehren schon auf halber Höhe um oder streben so langsam vorwärts, daß sie darüber verhungern, — und bleiben mit gebrochenem Herzen am Wege liegen.

Ein Mägdlein jedoch hatte in froher Jugendkraft den mühsamen Pfad erklommen und stand nun klopfenden Herzens auf der goldigen Brücke, die zu der Wunderinsel führte, und schaute mit sehnsüchtig verlangenden Augen nach den verschlossenen Thoren, die noch immer das Land seiner Träume bargen. Seine Wangen erglühten von rosigem Schimmer und die blonden Locken flogen ihm wild um die Schläfen, als es sich jetzt bückte und an der Krystallglocke zog, die den Pförtner herbeirufen sollte, damit er ihm die Thore öffne.

Es trug ein einfaches, in Falten herunterwallendes Gewand; nur auf den Schultern mit einem Strauß tiefblauer Vergißmeinnicht gerafft und um die Hüften einen Kranz von Epheu geschlungen. Ein güldenes Kettlein schmiegte sich ihm um den Hals, und seine winzigen Füße steckten in ein paar gelben, juchtledernen Pantöffelchen, die mit rother Seide gar herrlich übersticht waren.

Kaum hatte die Glocke mit helltönendem Klange angeschlagen, so öffneten sich die Thore, und heraus trat ein Greis mit schneeweißem Bart und Haupthaar; doch seine Augen, von unendlicher Liebe verklärt, leuchteten zugleich jugendfrisch, wie die eines Jünglings. Erstaunt betrachtete er das Mägdlein, und als es ihm schüchtern und erröthend sein Begehr vortrug, schüttelte er sein Haupt und sagte: „Weißt Du denn nicht, daß Du auf der Insel der Liebe nur mit Deinem nackten Leben einziehen darfst? Vermagst Du Dein Gewand abzustreifen und Dein Kettlein herzugeben, so stehen Dir die Thore offen, und wir heißen Dich von Herzen willkommen."

Das Kettlein war dem Mägdlein ein Leichtes abzuthun, es hatte nie sonderlich an allem Glänzenden gehangen; doch als seine Augen Vergißmeinicht und Epheu streiften, glitt ein leiser Schatten über seine eben noch leuchtenden Augen.

„Ach!" seufzte es, „die Vergißmeinnicht, welche mein Kleid zusammenhalten, und der Epheu, der es umgürtet, sind von der Hand treuester Freunde gewunden! Wie soll ich ihrer missen? War es mir doch, als nickten aus den Vergißmeinnicht-Sternen ihre blauen Augen mir Muth zu, wenn ich verzagen wollte, und aus dem dunklen Grün des Epheus schaute die Hoffnung mich an, die sie mir auf den Weg gaben."

„Kind, bei uns bedarfst Du der Hoffnung nicht mehr," erwiderte ihm der Greis, „es ist das Land, wo die Hoffnung stille steht. Das Glück und die Liebe, sie schauen nicht hinter sich, noch vorwärts, sie ruhen beseligt im Augenblick. Doch noch steht Dir der Weg offen, zu den Deinen zurückzukehren;" und ein wenig unwillig murmelte er dann in seinen Bart: „So machen es die Menschen: ihr ganzes Leben jammern sie danach, Einlaß bei uns zu finden, und sollen sie des Köstlichen wegen ein einziges Körnlein opfern, so schwindet ihnen der Muth!" Das Mägdlein, wie es die zornigen Blicke des Alten sah, löste mit zitternden Händen Epheu und Vergißmeinnicht, und das Gewand glitt langsam von seinen Schultern.

Doch noch immer wollte sich der Greis nicht zufrieden geben: „Dein Gewand mußt Du ganz abthun," sagte er ernst.

Wieder zog ein Weh über des Mägdleins Angesicht, nur noch schmerzlicher und tiefer. „Wie wir von einander gingen," meinte es traurig, „gab es mir meine Schwester. Sie hat es mit dem Herzblut ihrer schwesterlichen Liebe und Treue eigenhändig gewebt, tausendfach sind Erinnerungen an die trauten Stunden der Kindheit eingesponnen. Wie darf ich das, was mir lieb und theuer ist, achtlos beiseite thun?"

„Schwester-Treue und -Liebe, sie sind nur der Wegweiser, die Vorboten zu den Thoren unseres Landes." Und indem der Greis mitleidig über des Mädchens blonde Locken strich, fügte er hinzu: „Siehe Kind, auch die Schneeglöckchen sind Vorboten des Frühlings; aber wie auch sie längst dahin sind, wenn der Lenz mit seiner ganzen Blüthenpracht eingezogen ist; so muß auch Schwestern-Treue und -Liebe in dem anderen Großen aufgehen und ersterben."

So that es nun auch sein Gewand ab, und nur ein leinenes Hemdchen schmiegte sich um den schlanken Körper. Aber der Alte fuhr unerbittlich fort: „Noch trägst Du eine linnene Hülle, streife auch diese ab, ehe wir Dich auf unserer Insel begrüßen."

Da schüttelte es schmerzerfüllt die blonden Locken, und Thränen traten ihm in die Augen: „Es ist unmöglich! — Die Urahn webte das Linnen; von Generation zu Generation, von Jahrhundert zu Jahrhundert hat es sich vererbt. Bei Kind und Kindeskindern galt die Weisung: ‚Ehre die alte Sitte!' —, wie darf ich damit brechen?

„Siehst Du denn nicht, daß es fadenscheinig geworden ist, seine Zeit ist vorüber; später oder früher — es fällt Dir doch von den Schultern."

So gab es auch unter Thränen sein Hemdlein her, und das nackte, rosige Körperchen erzitterte in der freien Luft. Sein Lockenköpfchen senkte es traurig, und die großen blauen Augen ruhten flehend auf dem Antlitz des Greises. So schwer hatte es sich nicht gedacht, in das Land der Liebe zu kommen.

Allein der Greis rührte sich noch immer nicht, ihm die Thore zu öffnen. „Was zauderst Du, thörichtes Ding, die Pantoffeln von Deinen Füßen zu streifen?"

Wie unter einem brennenden Schmerz, zuckte bei diesen Worten das Mägdlein zusammen: „Ach", bat es, „alles will ich gern hingehen, nur die laß mir, Du harter Mann, denn sie schenkte mir mein Vater, als er fühlte, daß er von mir scheiden müßte. ‚Es ist alles was ich Dir lassen kann', sagte er mit gebrochener Stimme, ‚doch so lange Du sie trägst, wird es Dir wohlergeh'n auf Erden. Kein Stein wird Dich drücken, kein Dorn Dich stechen, denn in jedem Nagel, der die Pantoffeln zusammenfügte, ruht die Sorge und väterliche Liebe, wie sie nur ein Vater seinem Kinde zu geben vermag!' Er liebte mich," schluchzte es laut, „wie mich je ein Mensch geliebt hat; seine Liebe hat mich bis hierher geleitet, seine Liebe soll mich an das Grab führen, — wie sollte ich es ihm anders vergelten?"

„Kind, glaube mir, auf der Insel der Liebe giebt es keine drückenden Steine, keine stechenden Dornen; sobald Du sie mit Deinem Fuß berührst, zerinnen sie in ein Nichts, denn auch Deinem sanften Tritt müssen alle Hindernisse weichen; aber um dieser großen, nimmer endenden Liebe theilhaftig zu werden, mußt Du aller anderen entsagen und Dich mit ganzem Herzen uns hingeben. — Nur einmal im Jahre darfst Du derer gedenken, die Dich bisher geleitet haben. Wenn die Menschen auf Erden mit bunten Flittern und Zuckerwerk ihre Weihnachtsbäume behängen, schmücken wir den unserigen mit tausendfachen Erinnerungen, und er erstrahlt dann viel schöner und herrlicher, als je einer auf der Erde geschaut worden ist. Seine Nadeln erglitzern von unzähligen Diamanten, leuchtend wie brennende Funken; das sind Eure Thränen, — Wehmuthsthränen der Erinnerung, — die an diesem Tage auch die große Liebe weinen darf."

Er schwieg und schaute sinnend vor sich hin. Das Mägdlein hatte andachtsvoll seinen Worten gelauscht; dennoch vermochte es nicht, dem Willen des Greises zu folgen. Unaufhaltsam flossen seine Thränen und fielen auf die roth und gelben Pantöffelchen; es konnte sich nicht von ihnen trennen. Als es sich endlich müde geweint hatte, setzte es sich auf den Rand der Brücke und schaute himmelabwärts; tief unten lag dort die Erde im Abendsonnenglanz, und die Sonne vergoldete mit ihren Strahlen noch eben Schloß- und Kirchthurmspitzen der Städte und Dörfer. Wie fern ihm das alles gerückt war! Sollte es wirklich den weiten, weiten Weg dorthin zurückkehren . . . Ein Frösteln schüttelte seinen kleinen Körper, und wieder wanderten seine Blicke zu den Thoren, hinter denen das Wunderland verborgen lag. Leises, wunderbares Singen von hellen, reinen Stimmen tönte von dort herüber, und lichte Wolken, weiß und durchsichtig, als seien sie von unzähligen Brautschleiern zusammengefügt, stiegen auf und schwebten zu ihm herüber eine herrliche Wärme ausstrahlend. Da erfaßte das Kind von neuem eine unendliche Sehnsucht; seine eben noch trüben Augen wurden immer leuchtender, — immer heißer, — immer glühender, — noch einmal schaute es auf die Pantöffelchen, löste sie behende von den Füßen, drückte sie an das hämmernde Herz, und dann — flogen sie schnell und immer schneller der Erde zu.

Alsobald öffneten sich die Thore; leise senkte sich das Wolkengebild zu dem Mägdlein hernieder und umspann mit seinem Brautgewebe die rosige Gestalt; Herolde mit blühenden Myrthenzweigen in der Rechten und feurige Blüthen „Brennende Liebe" auf den braunen Locken traten ihm entgegen, nahmen es in ihre Mitte und führten es ein in das Land seiner Träume und Sehnsucht.

Zufrieden nickend verschloß der Greis hinter ihnen das Thor.

Mildthätige Engel jedoch verwandelten die herabfallenden Pantöffelchen in eine Blume, die Pantoffelblume. Wer diese um die Abendstunde pflückt, wenn die Sonne die goldenen Kreuze der Kirchen vergoldet, dem hilft sie, wie die Sage geht, gar wunderbar die Insel der Liebe zu erreichen; denn väterliche Sorge hat sie geschaffen, und dankbare Kindesthränen haben sie benetzt.

Nachdruck verboten.

Kunst und Mode.

Von J. Meier-Graefe in Paris.

Man kann leicht constatiren, daß die Herrschaft über die Moden in dem Besitz der Länder ruht, die über eine hohe künstlerische Entwicklung verfügen. Das ist durchaus natürlich. Für hoch kultivirte Länder ist die Mode keine für sich allein bestehende Convenienz mit eigenen Gesetzen und Formen, sondern ein organisch mit dem ganzen äußeren Leben verbundenes Feld künstlerischer Wirkungen. Denn eine starke künstlerische Tradition wird sich nicht auf die Production von Bildern, Sculpturen ꝛc. beschränken; sie beweist ihre Existenz erst, indem sie Schule macht, in das Haus dringt und innigste Fühlung mit dem Laien gewinnt. Geschieht das, so wird sie ein ihr eigenthümliches Gewerbe nach sich ziehen und ihren Einfluß auch auf alle Gebiete erstrecken, die dem Geschmack unterliegen. Es ist daher kein Zufall, daß die Moden in Frankreich und England gemacht werden, Ländern mit starken künstlerischen Traditionen. In Frankreich ist die Tradition hervorragend coloristischer Natur; der Franzose hängt mit Leidenschaft an der Farbe und reservirt sich mit größter Hartnäckigkeit die wenigen Plätze, an denen die praktische Zeit noch Farbe gestattet. So mußte die Toilette der Frau ein wahrer Schatz für ihn werden; sie ist eins der letzten Stücke, die dem internationalen Kulturhaß gegen das Bunte siegreich widerstehen; in ihr finden wir daher in Frankreich alle die kühnen coloristischen Wirkungen, die wir bei den Monets, Degas', Besnards', Rénoirs' im Bilde bewundern. — England, das Land der Discretion, hat die Herrenmode an sich genommen, bei der die Farbe im Kampf gegen die Praxis unterlegen ist; es hat die Stoffe für Herrenkleider erfunden, die in unzähligen Variationen die Staubfarbe seiner Häuser und des Londoner Himmels zeigen, die feinen Nuancen des Einfachen, die den schottischen Malern gehören. Englands Damenstoffe verrathen in der Farbe alle die Sanftheit der modernen, mehr oder weniger praeraphaelitischen Meister Burne-Jones, Crane ꝛc., die auch so manches Muster der entzückenden duftigen Musseline und Seidengewebe zuerst gezeichnet haben, die bei uns unter dem Namen des Geschäftes, das sie besonders vertreibt, Liberty in der Londoner Regent Street, bekannt geworden sind. Liberty besitzt schon seit Jahren eine Filiale in einer der vornehmsten Geschäftsstraßen von Paris und findet in dem internationalen Fremdentrubel natürlich seinen Absatz, der ihm wohl die Kosten einbringt. Populär jedoch können dort die Stoffe nie werden; sie fallen vollständig aus der Pariser Coloristik heraus. Dort will man kräftige decorative Reize, wie sie das Pariser Placat besitzt, diese glänzende Schöpfung moderner französischer Kunst. In der Affiche steckt, was das Pariser Kostüm an Farbe und Chic besitzt. Es ist eine merkwürdige Wechselwirkung, die sich da in der Beeinflussung des Malers durch das Kostüm zu erkennen giebt; es ist der Triumph einer Tradition, die nicht abstract in den Ateliers bleibt, sondern auf die Straßen, in die Läden, in Palast und Hütte, — ins Volk dringt. Es ist nichts Geringes, was die Meister des Placats: Cheret, Forain, Meunier, Lautrec und wie sie alle heißen, — aus diesem Papierwisch gemacht haben, der heute bereits das Interesse der Sammler aller Länder besitzt. Es sind Kostümbilder verblüffendster Stärke, die späteren Historiographen unsere Zeit begreiflich machen werden; denn sie sind psychologisch. Dies in drei Strichen hingerissene Kostüm paßt haarscharf zu der Person, die es schmückt; es hat die ganzen Eigenschaften seiner Trägerin, dieser leichtfüßigen, leichtzüngigen, leichtherzigen Pariserin.

Man begreift schwer die Thorheit, diese ganz individuelle Tradition exportiren, oder importiren zu wollen, diese Art, die nur in das Pariser Milieu paßt, nirgends anders hin; die so schwer faßlich ist, da sie gefühlt werden muß, da ihre Gesetze nie niedergeschrieben werden können. Kann man die Sitten und Gebräuche, den Geschmack eines Volkes auf ein anderes übertragen? Gerade so gut könnte man es mit dem Klima und den anderen natürlichen Specificis versuchen. Es wird immer eine Verzerrung des Originals dabei herauskommen.

Die Pariser Mode ist sehr von dem verschieden, was man in Berlin darunter versteht. Sie ist vor allem nie die knappe dictatorische Vorschrift: das und das wird getragen, — das nicht! Es kommt eine Farbe auf, wie vor zwei Jahren das grelle Blau, das in Berlin so unausstehlich wirkte, oder eine Art Umhang, eine besondere Krause; aber die Verwendung dieser allgemein acceptirten Convenienzen bleibt immer der Individualität überlassen; das Modell-Kostüm spielt bei den Damen der Pariser Welt nur eine negative Rolle: es sagt ihnen, wie sie es nicht machen dürfen, um sich nicht zu wiederholen. Keine Pariserin möchte zugestehen, nicht ihre eigenen Inspirationen zu haben, — wenn sie nicht etwa mit dem Namen ihres Schneiders renommiren will. Worth, der unsterblichste aller modernen Schneider, in dessen Hause so viel Kunst, Galanterie und Intrigue gemacht worden ist, ist gestorben; der Verlust verdient in der Pariser Geschichte markirt zu werden. Das zweite Kaiserreich hat manche Legende in dem verschwiegenen Hause gefunden, mancher europäischen Größe ist dort mit dem Kleide zugleich die Zukunft angepaßt worden. Aber wenn auch heute alle die großen Collegen des großen Worth die findigen Aeuglein schlössen, die Pariser Mode würde deshalb nicht degeneriren. Berlin ist von seinen Schneidern, Paris von den Pariserinnen abhängig, das ist der horrende Unterschied zwischen den beiden. In Paris macht

sich jede kleine Grisette ihr besonderes Cachet für sich, das nur der Susanne, nicht der Madeleine oder der Berthe gehört, und selbst die literarisch gebildetste Dame hält es nicht unter ihrer Würde, sich eingehend mit der Composition ihres Kostüms zu beschäftigen. Das hindert nicht den großen Einfluß der Schneider. Es sind geschickte Hände nöthig, um all die Capricen auszuführen, die während der Fahrt durch das Bois erdacht werden, und es müssen zuverlässige Lexica da sein, die ganz Bescheid wissen, ob die und die nicht etwa schon auf dieselbe Idee gekommen ist. In den Kreisen der distinguirten Mode spielt die originale Neuheit der Toilette eine Rolle, die an die Bedeutung der Geschenke erinnert, mit denen man sich bei den Thee-Ceremonien im alten Japan zu überraschen suchte. Und die Empörung der Pariserin über den treulosen Schneider, der zwei Fliegen mit einer Klappe zu schlagen sucht, ist kaum größer, als die morddürstige Wuth der Japanerin über die Lächerlichkeit, in die sie sich mit dem Versuch gebracht, mit einer Lilie zu überraschen, deren geheimnißvoller Geburtsort in irgend einem Winkel des Reiches bereits vorher einer glücklicheren Rivalin verrathen worden war.

Es ist ein Aberglaube, daß man in vornehmen Räumen und in hübschen Kleidern nicht behaglich sein kann, Aberglaube, in der Geschmacklosigkeit moralische Größe zu suchen und einer eleganten Frau mit Mißtrauen zu begegnen. Man vergißt, daß auch der cultivirte Schönheitssinn genügt, um einer Frau den Wunsch einzugeben, sich zu schmücken, und daß unter den Dingen, an denen man sich erfreuen darf, das eigene Ich nicht ausgenommen zu werden braucht.

Was Deutschland in der Mode und in allen Geschmacksfragen fehlt, ist die organische künstlerische Tradition, jener alles durchdringende specifische Sinn, der dem öffentlichen Leben so selbstverständlich wird, wie das Athmen dem Körper. Die Tradition wird kommen, wenn Deutschland eine eigene starke Kunst haben wird, nicht einzelne große Künstler. Damit hat es gute Wege; die Intelligenz wird in Deutschland für andere Dinge verbraucht, und in dem wohleingerichteten neuen Reich ist für alles Platz, nur, wie es scheint, nicht für eine eigene Kunst. So soll man importiren, aber man kann dabei etwas vorsichtiger zu Werke gehen. Bis man eine Tradition bekommt, soll man wenigstens so thun, als ob man eine hätte, und ein wenig prüde werden in der Aufnahme dessen, was als echt Paris oder London servirt wird und oft erst von Berlin dorthin geschickt wurde, um sich den Poststempel zu holen. Der Mode würde vielleicht geholfen, wenn man sich von denjenigen deutschen Künstlern helfen ließe, die dafür brauchbar sind. Man nehme sich die allerbesten Maler, Bildhauer ꝛc., nicht die allermodernsten mit der großen Phantasie, sondern die mit Geschmack: Eckmann in München, v. Hofmann, Köpping, Schlittgen, Skarbina, Liebermann, Dora Hitz, Kurt Herrmann zum Beispiel. Denen sollte man einmal eine Conkurrenz für moderne Hüte eröffnen oder für Stoff-Decorationen, die zu Kostümen zu brauchen sind. Noch schöner würde es werden, wenn man die großen Ausländer mit dazu ließe, Whistler vor allem, dann die Franzosen, die ich vorhin erwähnte, zumal ein paar von den Placat-Künstlern. Die Künstler würde man gleich haben, denn es ist eine schöne Aufgabe für einen modernen Coloristen, ein modernes Hutgestell zu garniren. Hier kann er direct, ohne jede stoffliche Begründung, Farbe neben Farbe setzen, was man seinen Bildern so übel nimmt, die immer bekanntlich etwas bedeuten müssen. Ein Hut braucht gar nichts zu sagen, er muß nur hübsch sein.

Gewiß würde dabei manches herauskommen, das sich praktisch verwerthen ließe. Welche Grazie, welche Discretion steckt z. B. in den Toiletten Whistler'scher Portraits, seinen „Arrangements", wie er sie nicht ohne Bedeutung nennt, z. B. in dieser kleinen Miß Alexander, die im vorigen Frühling in der Fair Children-Ausstellung in London wieder einmal die Menschheit entzückte. Das Bild hing zwischen all den fachberühmten Kinder-Portraits, die die Grafton Galery aus der ganzen englischen Aristokratie zusammen gesammelt hatte, ebensoviele Rubens, Hals und Velasquez, wie Reynolds, Gainsborough's bis hinunter zu dem Modernsten, Whistler. Und die Kinder der großen Alten in ihren vornehmen Hoftrachten, mit ihren Edelsteinen und ihrer Grandezza, die burschikosen lachenden Bauerngesichter des Hals, — alle waren sie nicht mächtig genug, diese bescheidene, raffinirt bescheidene, grauweiße Toilette des Whistler'schen Mädchens vergessen zu machen!

Nachdruck verboten.

Das Schloß.

Erzählung von Eva Treu in Lübeck.

(Schluß.)

Nein, mit solchen Schritten betritt kein fremder Eindringling ein Haus! Schnell und durchaus nicht leise kam ein Männertritt die Treppe herauf; dann drehte sich rasch der Schlüssel in der Thür zur Etage, und jemand trat dort ein. Ach, ohne Zweifel war der Ankömmling Herr Behrens, unser Miether, der natürlich seinen Hausschlüssel mitgebracht hatte! Aus irgend einem Grunde, vielleicht nur ganz vorübergehend, war er wohl von seiner Reise nach Hause gekommen; ich konnte also ohne alles Bedenken um Hülfe rufen.

„Hülfe!" Ich schlug mit der Hand so kräftig gegen die verschlossene Thür, daß ich mir empfindlich weh that.

„Hülfe!" — Ein paar neue Schläge. „Hülfe—eee!"

Dann machte ich eine Kunstpause, auf den Erfog wartend.

„Hülfe!"

„Ja, ja!" rief es von der Bodentreppe her, „ich komme!" Und dann, kaum ein paar Secunden später, dicht vor meiner Thür: „Wo? — Hier?"

„Hier! — Bitte, drehen Sie den Schlüssel um, ich bin eingeschlossen!"

Der Schlüssel ging sofort herum, die Thür flog auf.

Der Herr, der da vor mir stand, — es war nicht Herr Behrens, — blieb auf der Schwelle stehen und übersah den kleinen Raum mit raschem Blick.

„Mein Fräulein, — Fräulein Annemarie, Sie sind es? Ich meinte auch gleich, Ihre Stimme zu erkennen. Und Ihnen fehlt nichts? Ich fürchtete schon, hier oben möchte jemand krank oder verwundet liegen. Weiß Gott, wie einem gleich solche abenteuerliche Gedanken kommen!"

„Nein, mir fehlt nichts, Herr Doctor, ich war bloß eingeschlossen, aber das war wahrlich schon schlimm genug! O, wie schön, daß Sie kamen!' sagte ich, tief aufathmend. — Ich kannte den Herrn recht gut, es war der Bruder der Frau Behrens aus der Etage, ein junger Hamburger Rechtsanwalt. Ja, ich kannte ihn sogar für meinen Herzensfrieden ein wenig zu gut, wenn man bedenkt, daß er nie die Absicht gezeigt hatte, sich mit mir zu verloben, obgleich ich mir allerdings einbildete, daß ich ihm wenigstens nicht unangenehm wäre.

„Eingeschlossen! Aber wer in aller Welt hat Sie denn hier eingeschlossen? Wer konnte sich solchen schlechten Scherz erlauben?" fragte er befremdet, in die Abseite tretend.

„Ich selbst war so schlau. Obgleich ich weiß, wie heimtückisch das Schloß ist, war ich doch unvorsichtig genug, die Thür zuzuziehen. Sehen Sie, man darf nämlich niemals so machen mit dieser Thür." Damit zog ich sie, um meine Worte zu erläutern, ganz vorsichtig ein wenig zu mir heran und ließ sie dann wieder los.

„Warum nicht?" Nun hatte er den Griff in der Hand und sah sich die Sache interessirt an.

„Nein, dann schnappt sie —."

„Knack", machte das Schloß und schnappte zu.

„Zu!" vollendete ich, entsetzt zurückprallend.

„Den Teufel auch!" rief der Doctor und sah mich mit einem Ausdruck an, der, — ich muß es leider sagen, — das Gegentheil von geistreich war.

Uebrigens unterfange ich mich nicht, zu behaupten, ich hätte etwa klüger ausgesehen.

„Ja, was nun?" fragte der Doctor, nachdem wir beide einen Augenblick geschwiegen hatten.

Ich zuckte mit den Schultern. „Ja, nun ist sie wieder zu."

„Und man kann sie nicht öffnen von innen?"

„Nein," sagte ich, wider Willen lachend, obschon mir eigentlich die Thränen näher standen, „dann hätte ich vorhin wohl nicht so um Hülfe geschrieen. Ich sitze hier schon ein paar Stunden eingesperrt."

„O, ich Narr, — ich Esel! Also das war die ganze Hülfe, die ich Ihnen gebracht habe! Ausgezeichnet! Und dabei erwarten mich meine Verwandten auf der nächsten Station. Wir wollten zusammen weiter reisen, ich war nur hergefahren, um etwas für meinen Schwager zu holen, und wollte mit dem Siebenuhr-Zuge wieder zurück. Ja, die können lange warten!" Er seufzte ein bißchen ungeduldig und klopfte leise mit dem Fuß auf den Boden.

„Mir geschieht es ja am Ende ganz recht, wegen meiner Eselei, aber daß ich Ihnen einen so schlechten Dienst geleistet habe, Fräulein Annemarie, das ist stark."

„Nun, für mich ist es ja nicht schlimmer, als wenn Sie garnicht gekommen wären," erwiderte ich resignirt. „Wie spät ist es wohl?"

Er zog die Uhr. „Genau fünf Minuten nach halb sechs."

„Um sieben hätte ich am Bahnhof sein sollen; eine Tante von mir kommt an. Wenn die nur wenigstens hereinkommen könnte, da wären wir doch um sieben erlöst!"

Er sah mich ganz erschrocken an. „Na, das fehlte nun noch gerade! Hereinkommen kann Ihre Tante sehr gut, Fräulein Annemarie, leider aber auch jeder beliebige Strolch. Da ich sofort wieder gehen wollte, habe ich die Hausthür nicht nur nicht abgeschlossen, sondern sperrweit offen stehen lassen. Ich hatte es sehr eilig."

„Reizend! Und in unserer ganzen Wohnung ist keine Thür verschlossen. Der Schlüsselkorb mit den Schlüsseln zu allen Schränken steht einladend auf dem Flurfenster-Brett. Das kann nett werden."

„Als ich Sie dann schreien hörte, ließ ich auch die Etagen-Thür zu meines Schwagers Wohnung offen stehen, um nur möglichst schnell heraufzueilen. Ich dachte ja schon an Mord und Todtschlag. Es wird aber wohl nicht gerade in diesen anderthalb Stunden ein Unberufener kommen!"

„Nein, es wird ja wohl nicht," wiederholte ich kleinlaut. Die Geschichte war mir doch sehr unheimlich.

„Ob man das Schloß nicht etwa mit dem Federmesser von innen öffnen kann?" schlug der Doctor vor.

„O bitte, bitte, nein! Am Ende verdrehen Sie es da auch noch!"

„Oder ob man es nicht sprengen könnte, wenn man sich tüchtig dagegen stemmte?"

Er versuchte es schon, jedoch ohne den mindesten Erfolg. Diese alten Schlösser sind stark; die Thür rührte und regte sich nicht.

Es blieb garnichts übrig, als sich in Geduld zu fügen; wir sahen es beide schließlich ein. Als wir erst so weit gekommen waren, machte der Doctor auf einmal ein ganz vergnügtes Gesicht, setzte sich auf den Koffer, wo er sich keineswegs so elegant ausnahm, wie sonst gewöhnlich, und fing an, mich zu unterhalten, als wenn er mein Tischnachbar in einer Gesellschaft wäre.

Ich dagegen machte mich wieder emsig an das Ordnen meiner Flicken, denn mich zu ihm auf den Koffer setzen, das konnte ich doch wirklich nicht gut.

„Helfen dürfte man Ihnen wohl nicht bei Ihrer Arbeit?" fragte er auf einmal.

„Das könnte man ja sehr gern, wenn es einem Vergnügen machte," entgegnete ich, emsig ein Bündel hellrosa Tarlatan zusammenrollend.

„Wenn Sie helfen wollen, nehmen Sie nur die Seidenflicken. Alles Zusammengehörende wird nett geglättet, auf einander gelegt, und dann wird aus jedem einzelnen Stoff ein kleines Bündel gemacht. Sehen Sie, so!"

„So, — aha, — ich sehe schon! Das halte ich nicht für unerreichbar schwer. Ich denke, bei einigem Fleiß könnte ich es lernen. Zu unterst die großen Stücke, sodaß die kleinen in die Mitte kommen, nicht wahr?"

„Sehr gut, — vortrefflich begriffen! Nun fangen Sie nur an!"

Schon stand er am Tische und machte seine Sache wirklich recht brav. Die leinenen Beutel füllten sich, der große Haufe auf dem Fußboden schwand mehr und mehr zusammen.

Dabei unterhielten wir uns eifrig, horchten aber inzwischen immer wieder an der Thür, ob sich auch im Hause nichts regte, doch alles blieb still. Ich denke, es mochte eine halbe Stunde so vergangen sein.

Ich will es hier nur lieber ehrlich sagen, denn heraus kommt dergleichen ja doch immer, und es ist dann in den meisten Fällen gut, den Sachverhalt ganz unbefangen zuzugeben, — ich hielt sehr viel von dem Doctor, — sehr!

Ich kannte ihn seit dem vorigen Sommer. Er hatte mir einigermaßen den Hof gemacht, und ich hatte mich sofort heftig in ihn verliebt. Jedoch als ich dann einmal mit Ora darüber gesprochen, hatte sie mir in ihrer klugen, verständigen Weise gerathen, mir die Sache, wenn ich irgend könnte, — und man könne in der Beziehung viel, wenn man wolle, — aus dem Sinn zu schlagen. Die jungen Juristen hätten gewöhnlich das Ihrige — und mehr! — verstudirt und brauchten reiche Frauen; was aber für uns aushinge, das wüßte ich ja ganz genau: eine hübsche, reichliche Aussteuer und nichts weiter. Der junge Rechtsanwalt würde sich darüber wahrscheinlich nicht täuschen, und eine Täuschung sei ja auch durchaus nicht wünschenswerth. Sie, Ora, riethe mir deshalb, wenn ich es irgend vermeiden könnte, mich nicht in allerlei Hoffnungen hineinzuträumen, die sich schwerlich erfüllen würden.

Ich hatte das alles eingesehen; natürlich, das mußte man ja begreifen! Ich hatte es auch mit redlichem Bestreben so weit gebracht, wirklich keine Hoffnungen auf den Doctor zu setzen, und er war denn auch in der That abgereist, ohne mir seine Hand angetragen zu haben. Dazu aber hatte ich mich nicht bringen können, auch meine Zuneigung für ihn auszurotten. Ich hielt mich nicht für verpflichtet, Ora darüber aufzuklären, aber gern hatte ich den Doctor nach wie vor, — sehr!

Nun war es mir ganz wunderlich, so mit ihm eingesperrt zu sein, um so mehr, da ich mitunter, wenn ich plötzlich emporblickte, gewahrte, daß er mich in einer etwas, — wie soll ich nur sagen? — sonderbaren Weise angesehen hatte und den Blick schnell abwandte, sobald ich die Augen aufschlug.

Eine ganze Weile waren wir still gewesen. Plötzlich rief der Doctor vergnügt: „Fräulein Annemarie, bitte, sehen Sie einmal!"

Ich blickte empor. Triumphirend hielt er ein Stück hellblauen Seidenzeuges mit weißen Punkten in die Höhe.

„Hatten sie nicht im vorigen Sommer eine Bluse von diesem Zeuge?"

„Ach ja," bestätigte ich lachend, „die unglückliche Bluse! Das war ein Mißgriff."

„Mißgriff? Wieso? Sie stand Ihnen entzückend, reizend stand sie Ihnen. Sie sahen so ganz apart darin aus."

„Apart? Aber Herr Doctor! Sie spotten wohl? Dreiviertel von allen Damen unter fünfundvierzig Jahren in der Stadt hatten solche Blusen. Der Stoff war bei einem Brande vom Wasser etwas beschädigt worden und deshalb fabelhaft billig. Ich kaufte davon und dachte wunder, was für einen praktischen Handel ich gemacht hätte. Aber nachher waren so und so viele andere ebenso schlau gewesen. Die blaue Bluse war geradezu eine Uniform."

Er sah mich ganz verblüfft an. „Da irren Sie sicher, Fräulein Annemarie. Ich war doch vier Wochen hier und habe an keiner einzigen der anderen Damen etwas Aehnliches bemerkt."

„Nicht? Aber ich habe mich doch genug darüber geärgert. Alle trugen sie das Zeug, und jeder wußte, was es gekostet hatte!"

„Dann kann es nur daran liegen, daß ich nach den anderen jungen Damen überhaupt nicht gesehen habe, sondern immer nach Ihnen, und daran, daß Sie so wunderhübsch darin aussahen. Eine andere Erklärung bleibt nicht!"

Ich schwieg, wurde roth und bückte mich über meine Flicken.

„Ueberhaupt, Fräulein Annemarie, ich muß es Ihnen einmal sagen, Sie sind ein reizendes Mädchen. Ich sah noch nie —."

„Herr Doctor," unterbrach ich ihn ganz ernsthaft, „darf ich Ihnen auch etwas sagen?"

Er verbeugte sich verbindlich.

„Daß meine Bluse Ihren Beifall findet, kann mir natürlich nur schmeichelhaft sein, und Sie dürfen sie gern in Ihrem Herzen so viel bewundern, wie Sie wollen; aber hier, wo wir mit einander eingesperrt sind, dürfen Sie mir keine Complimente machen. Mich dünkt, es paßt nicht. Denn wenn Sie etwas sagen, worauf ich nicht zu antworten weiß, wie eben jetzt, so kann ich nicht fortgehen, oder Ihre Aufmerksamkeit auf etwas anderes lenken. Das ist peinlich für mich. Finden Sie nicht auch?"

„Unbedingt." Er biß sich auf die Lippe. „Sie haben vollständig recht! Entschuldigen Sie mein Ungeschick. Die Erinnerung an die Bluse überwältigte mich."

Pause. Ich fühlte, daß ich nach meiner heldenmüthigen Rede immer noch roth war bis an das Haar und hätte, ich weiß nicht was, für meine gewöhnliche Gesichtsfarbe gegeben.

„Fräulein Annemarie?"

„Ja?"

„Finden Sie es anstößig, wenn ich von dem vorigen Sommer — so ganz in Bausch und Bogen — spreche?"

„O — nein," erwiderte ich ein bißchen beklommen.

„Finden Sie nicht, daß wir eine wunderhübsche Zeit zusammen verlebt haben damals?"

„Ja, wirklich, wir waren immer recht vergnügt mit einander!"

„Nur der Abschied, der wurde mir doch sehr schwer."

„Ja? Ihre Schwester kommt ja sonst öfter nach Hamburg." Wie mir das Herz schlug!

„Ich hätte damals, ehe ich reiste, so gern allerlei ausgesprochen, was ich dann doch wieder zurückdrängte, bis ich sicher wäre, wie sich meine Verhältnisse in Zukunft gestalten würden."

„Ja?" Ich suchte lebhaft nach einem Flicken.

„Ihnen that es wohl nicht leid, daß ich fortging?"

„Ach bitte, Herr Doctor, wie spät mag es sein? Möchten Sie nicht einmal nach der Uhr sehen?"

Er zog sie hervor. „Zehn Minuten nach sechs. Ihnen that es wohl gar nicht leid, daß ich fortging, Fräulein Annemarie?"

Ich schwieg.

„Sagt Ihnen dies Thema auch nicht zu?"

Ich sagte wieder nichts. Wir schwiegen beide längere Zeit.

„Fräulein Annemarie?" kam es endlich noch einmal zögernd.

„Ja — a?"

„Ich möchte Sie einmal um Ihren Rath bitten."

„Wirklich? Nun, da thun Sie es doch."

„Ich möchte nämlich so gern etwas sagen, aber ich kann mir durchaus nicht denken, ob Sie es passend finden würden. Sie nehmen es heute so genau damit."

„Wenn es etwas so Zweifelhaftes ist, lassen Sie es doch lieber, das ist ja am einfachsten."

„Nein, nein, die Sache liegt keineswegs so einfach, wie Sie

glauben. Der Fall ist complicirt. Ich will es Ihnen offen darlegen. Also ich möchte Ihnen nun so gern sagen, was mir schon im vorigen Sommer manchmal auf der Zunge geschwebt hat, daß — ich Sie über alle Maßen lieb habe, an kein anderes Mädchen gedacht habe, seit ich Sie kenne, und daß ich Sie inständigst bitte, meine Frau zu werden. Einmal sage ich es Ihnen jedenfalls; in etwa vierzehn Tagen wäre es unter allen Umständen geschehen. Wenn ich nun voraussetzen dürfte, daß Sie es gern hören würden, so wäre ja jetzt ein sehr passender Augenblick, und wir hätten die beste Gelegenheit, uns ganz ungestört zu verloben; — wenn ich aber voraussetzen muß, daß Sie mir einen Korb geben, so ist die Geschichte natürlich außerordentlich peinlich für Sie und für mich, da wir ja, wie Sie selbst vorhin erklärten, einander nicht entrinnen können, bis jemand die Thür öffnet. In dem Falle ist es allerdings besser, zu schweigen. Was mache ich nun dabei! Sage ich's, oder lasse ich es bleiben? Wozu rathen Sie mir?"

Und nun geschah etwas durchaus Unpassendes, Unverständiges und Unbegreifliches. Ich setzte mich auf den großen Koffer, hielt mir das Taschentuch vor die Augen und fing an, zu weinen. Warum ich dies eigentlich that, ist mir völlig unklar, vermuthlich bloß aus Aufregung, denn unglücklich fühlte ich mich keineswegs.

„Annemariele, liebes, süßes Mädchen," hörte ich da eine Stimme ganz dicht neben mir, und ein Arm legte sich tröstlich um meine Schulter, „darf ich es Ihnen denn sagen, wie lieb ich Sie habe?" Alle Neckerei war fort, diesmal war der Ton ganz ernsthaft.

„Sie, — Sie können es ja einmal versuchen," stotterte ich, halb lachend, halb weinend.

Merkwürdigerweise versuchte er es dann doch nicht gleich, mir dergleichen zu sagen, sondern setzte sich bloß ganz still zu mir auf den großen Koffer, und gesprochen wurde gar nicht viel in den nächsten Minuten.

Uebrigens müssen doch ziemlich viel Minuten hingegangen sein, ohne daß wir darauf geachtet hätten, denn wir fuhren plötzlich beide ganz entsetzt empor. Die Hausthür wurde wohl zehnmal, offenbar, um Aufmerksamkeit zu erregen, mit einer solchen Deutlichkeit geöffnet und wieder geschlossen, daß das laute Klingeln der Thürglocke selbst zu uns noch förmlich heraufgellte, immer wieder mit stets erhöhter Kraft. Dann gab es ein Poltern unten, ein Stapfen, wie von schweren Schritten, ein schwerer Gegenstand wurde auf den Flur gestellt, die Thür fiel zum letzten Mal ins Schloß, und darnach wurde es für einen Augenblick ganz still.

„Tante Malchen ist da!" sagte ich mit einem Seufzer; ich hatte nämlich das Eingesperrtsein gar nicht mehr schmerzlich empfunden. Es war mir aber doch auch wieder eine Erleichterung, zu wissen, daß jetzt kein fremder Strolch mehr sich einschleichen könne. Hoffentlich war es nicht inzwischen schon geschehen.

„Tante Malchen ist da; nun müssen wir schreien und klopfen."

„Ja, das werden wir wohl müssen," bestätigte mein neugebackener Verlobter etwas zögernd. Möglicherweise fiel es ihm ebenso wie mir ein, daß der Augenblick, wo Tante Malchen uns hier, wie es ihr scheinen mußte, zu einem Stelldichein vereinigt, finden würde, schwerlich angenehm sein konnte. „Und höre, Du, Annemariele, glaubst Du, daß ich länger als fünf Minuten hier oben war?"

„Es scheint mir nicht," äußerte ich hastig, „die Zeit ist so schnell vergangen, — so, nun müssen wir aber schreien!" Denn ich hörte schon Schritte auf der Treppe.

„Hülfe! — Hülfe!" Dies war eine Solo-Partie für mich.

„Hülfe! — Hier — oben!" Erich solo.

„Hülfeeee!" Duett mit Trommelbegleitung.

„Gütiger Himmel!" kreischte Tante Malchen, „wer ruft da?"

„Ich, — Annemarie, — in der Abseite — eingeschlossen, — bitte, schließ auf!" rief ich kläglich.

„Bist Du überfallen worden?" fragte Tante Malchen ängstlich

„Nicht die Spur! Bloß eingeschlossen. Bitte, schließ auf!"

Das that Tante Malchen denn nun endlich. Aber ein Bild starren Entsetzens stand sie auf der Schwelle, als sie uns beide, — allerdings in ganz verschiedenen Ecken des kleinen Raumes, — stehen sah.

„Anna Maria! — Anna Maria!" Sie wollte noch mehr sagen, aber die Stimme versagte ihr. Mit einer raschen Handbewegung griff sie hinter sich.

„Tante Malchen, aus Barmherzigkeit, zieh die Thür nicht an!" schrie ich, ihr in den Arm fallend.

„Knack," machte das Schloß und schnappte zu.

„Tante, — o Tante Malchen, nun hast Du die Thür ja zugezogen!"

„Ja, allerdings habe ich die Thür zugezogen!" rief Tante Malchen mit vor Zorn bebender Stimme. Auch der mir nur zu wohl bekannte herbstliche Blätterzweig auf ihrem Hut bebte. „Es scheint mir nicht nöthig, daß die Leute in der Etage, die sperrweit offen steht, auch hören, was ich Dir zu sagen habe, Anna Maria!"

„Tante Malchen, jetzt hast Du uns hier leider wieder eingesperrt, anstatt uns Hülfe zu bringen," bemerkte ich ruhig.

„Eingesperrt, — ich?"

„Ja, Du, ganz regelrecht! Ich bat Dich doch, Du möchtest es lassen. Jetzt sitzen wir alle drei hier eingeschlossen!"

Tante Malchen war auf einmal ganz zahm geworden. Sehr kleinlaut wandte sie sich um, besah die Thür, rüttelte daran, — alles, wie wir es auch gethan hatten, und sagte, als sie sich überzeugt hatte, daß wir wirklich nicht hinaus könnten, sehr viel weniger majestätisch als vorher: „Ja, es scheint wirklich, daß das Schloß zugeschnappt ist."

„Darf ich Dir diesen Herrn vorstellen, liebe Tante? Herr Rechtsanwalt Biber aus Hamburg, der Bruder von Frau Behrens, weißt Du. Es ging ihm leider soeben gerade wie Dir. Ich sitze hier nämlich schon seit fünf Stunden eingesperrt und habe den ganzen Flickenkoffer aufgeräumt. Es ist niemand im Hause. Die Eltern und Schwestern sind ausgefahren, Deine Karte kam gerade, als der Wagen sich in Bewegung setzen wollte, und nur ich konnte noch schnell wieder aussteigen. Behrens sind alle verreist. Es war recht langweilig hier oben, ich hatte das Schloß zuschnappen lassen. Eben kam zufällig der Herr Rechtsanwalt in das Haus, hörte mich schreien und kam herauf; leider spielte ihm das Schloß denselben Streich, wie Dir. Er versäumt noch dazu seinen Zug; er wird sehnsüchtig erwartet. Aber bitte, liebe Tante, richte Dich häuslich ein und nimm Platz. Leider kann ich Dir nur diesen etwas unbequemen Sitz anbieten," und ich deutete auf den großen Koffer.

„Danke," ächzte Tante, die sehr klein geworden war, „ich habe vorläufig lange genug gesessen, liebes Kind."

Nun trat auch mein Erich heran und machte sich liebenswürdig.

Als aber Tante Malchen hörte, daß es bis zur Rückkehr der übrigen bis elf Uhr dauern könnte, war sie völlig gebrochen.

Sie war früh morgens abgereist, hatte, sparsam, wie sie nun einmal war, den ganzen Tag noch keinen Bissen genossen und hielt es für unmöglich, bis spät in die Nacht hinein ohne Speise und Trank auszuhalten. Auch war sie dritter Classe gefahren und sehnte sich inbrünstig nach einem bequemen Lehnstuhl. Zu allem Ueberfluß hatte sie, ihres auf dem Flur stehenden Koffers wegen, auch die Hausthür wieder abgeschlossen, als sie nach langem vergeblichen Klingeln sich überzeugt hatte, daß niemand zu Hause sei.

„Annemarie, — theures Kind," klagte sie, „dies kann ich nicht ertragen! Es entspricht weder den Regeln der Hygiene, noch denjenigen des Anstandes, — hier muß etwas geschehen!"

„Ja, beste Tante, herzlich gern! Mir macht es auch kein Vergnügen; ich sitze hier, wie gesagt, seit fünf Stunden, und Du warst meine einzige Hoffnung. Der Herr Rechtsanwalt wäre wahrscheinlich ebenfalls lieber draußen. Aber was soll geschehen?"

„Wenn man sich gegen die Thür stemmte?"

„Haben wir schon gethan; nützt gar nichts!"

„Aber wir alle drei?"

„Versuchen könnte man es ja," rieth Erich.

Also stemmten wir uns alle drei gegen die Thür mit aller uns zu Gebote stehenden Wucht. Der Erfolg war gleich Null.

Mit des Jammers stummen Blicken sah Tante uns an.

Erich meinte: „Es bleibt nur noch übrig, vorsichtig zu versuchen, ob vielleicht ein anderer Schlüssel in das Schloß geht. Den, der draußen steckt, könnte man möglicherweise hinausstoßen. Ein Schlüsselbund haben wir wohl alle bei uns, und im Schrank und Koffer stecken ja auch noch zwei Schlüssel. Probiren wir es mit denen zuerst."

Sprach's, ging an den Leinenschrank, zog den Schlüssel heraus, stieß mit einer Haarnadel, die ich ihm reichte, den draußen steckenden ganz ohne Mühe aus dem Schlüsselloche, — wir hörten ihn hart auf den Fußboden fallen, — und versuchte vorsichtig, den Schrankschlüssel in das Schloß einzuführen.

„Er paßt," rief er, mit einem Lächeln, sich nach uns umsehend, drehte um und öffnete die Thür ohne weiteres.

„Und da sitze ich hier fünf Stunden und länger! Nein, aber so dumm!"

„Nun, es hat wohl so sein sollen," sagte er leise, mir in die Augen sehend, als ich an ihm vorbei hinter Tante Malchen her die Abseite verließ, wobei wir uns geschwind noch einmal verstohlen die Hand drückten.

Dann empfahl er sich schleunigst, um seinen wartenden Verwandten zu telegraphiren. Regelrecht bei den Eltern um mich anhalten, konnte er ja ohnehin nicht vor dem nächsten Morgen.

Nachdruck verboten.

Wandgemälde zu einem Speisesaal.

Zu dem Bilde von Paul Meyerheim in Berlin.
Siehe Seite 121.

Wenn wir das Parkett eines Festsaales betreten, wo lustige Weisen erschallen und ein bunt bewegtes, festliches Leben einherrauscht, dann verlangt unser Auge auch in der Decoration der Wände nach heiteren Farben-Symphonien. Die ernsten Wandgemälde aus der Geschichte mit ihrem gedankenvollen symbolischen Inhalt sind da nicht am rechten Platze. Der Künstler, an den die Aufgabe herantritt, einen solchen Raum mit umfangreichen Wandmalereien zu schmücken, wird seine Phantasie lieber in ein anderes Gebiet der Kunst schweifen lassen, in das Reich der Farbenlust, wo statt der tiefsinnigen Gedanken der Historien-Malerei nur die heiteren Accorde der Palette harmonisch in einander klingen.

Ganz besonders gilt dies von der künstlerischen Decoration eines Speisesaales. Wo die Champagner-Pfropfen in die Luft fliegen, und der Wein in den Gläsern schäumt, da will auch der Künstler jauchzen mit den Fröhlichen und von allem, was die Schöpfung seinem Auge darbietet, nur die Bilder einer heiteren Farbenpracht festhalten.

Paul Meyerheim, der vielseitige Meister, der auf fast allen Gebieten der Malerei zu Hause ist, hat diese Aufgabe bereits oft auf das glücklichste gelöst. So hat er auch in dem Wandgemälde, das unser Holzschnitt nachbildet, vor allen Dingen eine coloristisch anmuthige Schöpfung geben wollen, ein heiteres Konzert von Farben und Farbentönen, das uns aus der effectvollen Gruppirung von bunten Blumen und farbenprächtigen orientalischen Vögeln entgegenklingt.

Die orientalische Vogelwelt spielt in Meyerheim's Schaffen eine nicht unwichtige Rolle. Im Atelier des Künstlers befinden sich große Volièren, in denen die seltensten Vögel der Tropenwelt lustig von Ast zu Ast hüpfen. Das herrliche Gefieder, das sich da dem Auge darbietet, hat dem Künstler schon manche coloristische Anregung gegeben. Wer das decorative Talent Meyerheim's in seinem ganzen Umfange kennen lernen will, der muß den Meister überhaupt daheim in seiner Künstlerwerkstatt aufsuchen, in dem schönen Hause, das er sich in der Hildebrandstraße, wenige Häuser von der Thiergartenstraße entfernt, erbaut hat.

Es ist eine rechte Künstlerstraße, die sich dort vor unseren Augen aufthut. An den Ateliers der Maler Konrad Kiesel, Ludwig Knaus und des Architekten Carl von Großheim schreiten wir vorüber. Da sehen wir schon von weitem einen großen phantastischen Fries aus dem Grün der Bäume hervorblicken, der uns zeigt, daß hier der Schöpfer der berühmten Thierbilder zu Hause ist. Ein altes, in edlen Formen geschnitztes Chorgestühl ladet auf der Terrasse des Hauses zur Ruhe ein. Wir wandern durch das Vestibul, dessen Wände alte Brüsseler Gobelins bedecken, und weiter durch die Reihe der Festräume, die mit ihren Gemälden aller Jahrhunderte und Künstlerschulen, mit ihren prächtigen alten Möbeln aus der Renaissance, oder im Barock- und Rococo-Stil, eine der reizvollsten Kunstsammlungen Berlins bilden. Ein Treppenhaus mit schönen Durchblicken führt uns empor zu dem weiten hellen Raum, in welchem der Künstler an der Staffelei steht. Hier sehen wir nicht nur stets einige seiner neusten, mehr oder weniger fertig gewordenen Schöpfungen, sondern auch das reiche naturwissenschaftliche Material, auf das sich Meyerheim's Studien aus der Thierwelt stützen: Die Abgüsse von Thieren, die Skelette, die ausgestopften Thiere, Thierfelle und eine Fülle von Dingen, die man eher in einem anatomischen Museum, als in dem Atelier eines Künstlers erwarten sollte. Alle jene heiteren Farbenträume, die uns als das mühelose Ergebniß eines glücklichen Augenblicks erscheinen, fußen auf solchen Studien. Aber wie die großen Meister in den guten alten Zeiten der Kunst niemals mit ihren Studien prunkten, sondern ihren Stolz darin sahen, der Welt die fertigen Werke zu übergeben, so auch unser Künstler; und eine solche harmonisch vollendete Gabe seiner Hand zeigen wir unseren Lesern auch in diesem Wandgemälde. Schelling.

Nachdruck verboten.

Harriet Beecher-Stowe †.

Siehe das Portrait Seite 124.

Das alte lateinische Wort des Grammatikers Terentianus Maurus, daß die Bücher ihr Schicksal haben, läßt sich für das Hauptwerk der Mrs. Beecher-Stowe, die kürzlich, 84 Jahre alt, in New-York gestorben ist, noch erweitern; denn „Uncle Tom's cabin" hat nicht nur ein sehr glänzendes Schicksal gehabt, sondern auch Schicksal gespielt. Selten hat ein Buch auf die politische und kulturelle Entwickelung eines großen Staates einen so gewaltigen Einfluß ausgeübt, wie „Onkel Tom's Hütte", diese Schilderung der Pfarrerstochter aus Connecticut, von dem Menschen-unwürdigen Dasein, zu dem noch bis vor wenigen Jahrzehnten die schwarzen Sklaven mitten in dem gepriesenen Lande der Freiheit verdammt waren. In viel höherem Maße, als Beaumarchais' Lustspiele auf die französische Revolution, hat Mrs. Beecher-Stowe's Roman auf den großen nordamerikanischen Bürgerkrieg eingewirkt, der am 1. Januar 1863 allen in den Südstaaten noch gehaltenen Sklaven die Freiheit brachte. Was alle längst empfunden hatten, das wurde in diesem Buche ausgesprochen, das rasch eine beispiellose Verbreitung nicht nur in Amerika, sondern auch in Europa fand, und der längst schwälende Brand des Bürgerzwistes, in dem der Geist moderner Kulter sich gegen die Roheit noch bestehen gebliebener mittelalterlicher Anschauungen auflehnte, wurde durch die ergreifende Erzählung von „Uncle Tom's cabin" mächtig geschürt und in der Folge zu lodernder Flamme entzündet. „Onkel Tom's Hütte" ist so zu einem der berühmtesten Bücher der ganzen Welt-Literatur geworden, obwohl sein literarischer Werth allein ihm kaum ein so hohes Ansehen zu erringen vermocht haben würde; und Mrs. Beecher-Stowe's Namen ist dadurch mit einem Schlage die Unsterblichkeit zu theil geworden, die ihre sonstigen literarischen Arbeiten ihr schwerlich eingetragen hätten. Die Verfasserin von „Onkel Tom's Hütte" hat, trotz außerordentlicher Productivität, später nur noch einmal das Interesse weiterer Kreise auf ihre literarische Thätigkeit gelenkt, und zwar nicht in gleich günstigem Sinne, wie durch ihr Erstlingswerk, denn ihre „Byron-Enthüllungen" haben ihr, wohl nicht ohne eigenes Verschulden, zahlreiche Anfeindungen gebracht, die ihre gutherzige Natur im späteren Alter recht verbitterten. Ihre religiösen Dichtungen sind über ihre Heimat hinaus kaum bekannt geworden und ebensowenig ihre vielen Prosa-Werke, unter denen jedoch „Old town folks" als eine treffliche Schilderung der Neu-Engländer im vorigen Jahrhundert hervorgehoben zu werden verdient.

Harriet Beecher-Stowe ist als jüngste Tochter des angesehenen amerikanischen Theologen und theologischen Schriftstellers Lyman Beecher am 14. Juni 1812 zu Lichfield im Staat Connecticut geboren worden. Früh trat sie als Lehrerin in die von ihrer Schwester Catharine zu Boston gegründete Mädchenschule ein, siedelte aber 1832 nach Cincinnati über, nachdem ihr Vater als Präsident des Lane Theological Seminary nach dort berufen worden war. In Cincinnati verheirathete sich Harriet 1836 mit dem Professor der Theologie Calvin E. Stowe, der vom Jahre 1850 ab am theologischen Seminar zu Andover thätig war und mit seiner Gattin verschiedene Reisen durch die südlichen Staaten unternahm, die ihr reichlich Gelegenheit boten, für ihre schon früher betriebenen Studien über die Sklavenfrage Material zu sammeln. „Uncle Tom's cabin" erschien zuerst in der „National Era" vom Juni 1851 ab und dann 1852 zu Boston als Buch. Ihre ersten belletristischen Arbeiten hatte die nun so viel gefeierte Schriftstellerin bereits neun Jahre früher, 1843, unter dem Titel „The Mayflower" in Buchform erscheinen lassen. R. S.

Nachdruck verboten.

Rückkehr von den Prinzen-Inseln.

Zu dem Bilde von Th. von der Beek in Düsseldorf.
Siehe Seite 125.

Theodor von der Beek ist eine der Zierden der älteren Düsseldorfer Künstlerschaft; er hat sich sowohl im Stillleben, als in der Genre-Malerei hervorgethan und 1877 in London die „Große Goldene Medaille" erworben. Wie prächtig sein Pinsel noch zu schaffen weiß, zeigt unser Bild, die „Rückkehr von den Prinzen-Inseln". Diese Inseln sind ein beliebter Ausflugsort und Sommer-Aufenthalt in der Nähe Constantinopels. Was das Bild auszeichnet, ist nicht nur das Figürliche, sondern auch vor allem das treu wiedergegebene Local-Colorit. Traumhaft verschwimmen im erlöschenden Tagesschein die sanften Umrisse der Inselberge, während das Boot leicht durch die blauen, abendlichen Wasser des Bosporus gleitet. Man meint, bei Betrachtung des Bildes ein Byron'sches Gedicht zu hören, und verliert sich in Sinnen über ein tragisches Schicksal der schönen Gebieterin, die ernst den über die stille Fluth hinausziehenden Tönen lauscht. R. M.

Verlag: Franz Lipperheide, Berlin und Wien. — Verantwortlicher Redacteur für den literarischen Theil: J. Wilda, für den technischen Theil: A. Grosse; — für Oesterreich-Ungarn: P. Logemann, Wien. — Druck: Hesse & Becker, Leipzig.

Illustrirte Frauen-Zeitung

Heft 16. Jährlich 24 Hefte. Bei Vorausbezahlung ohne Aufschlag vierteljährlich 2½ M. — Berlin und Wien, 15. August 1896. — Große Ausgabe. Bei Vorausbezahlung ohne Aufschlag vierteljährlich 4¼ M. XXIII. Jahrg.

Comtesse Wanda Badeni.
Nach einer Photographie des k. k. Hof-Ateliers Adele, Wien.

Aus der Wiener Gesellschaft.

Drei neuen Sternen der hohen Wiener Gesellschaft gelten heute unsere Bilder, — drei Erscheinungen, die, erst im vorigen Winter hier eingeführt, sich bereits eine besonders bevorzugte Stellung erobert haben, und zwar nicht nur in ihren eigensten exclusiven Kreisen, sondern die vor kurzem an dieser Stelle besprochene Wohlthätigkeits-Vorstellung hat die jugendlichen Trägerinnen alter Namen auch im großen Publicum rasch bekannt und beliebt gemacht.

Comtesse Miette Rumerskirch, deren geniale schauspielerische Begabung wir gelegentlich jener Besprechung bereits würdigten, übte ihre Kunst nicht zum ersten Mal öffentlich aus. Schon in Preßburg hat die Comtesse wiederholt gespielt, desgleichen bewunderte man sie in Prag, und auf dem Gute des Fürsten Radziwill versuchte sich die Künstlerin, denn eine solche darf man sie unbedingt nennen, auch in einer hochtragischen Rolle der Sarah Bernhardt, in „Jean Marie" von Theuriet; in Salzburg wiederum erschien sie in der Rolle der Réjane in „La scène à faire" von Grevet Dancourt. Lieblingsrollen der jungen Gräfin sind ferner in "L'étincelle" — Béranger et Anatole. Ihr klassisches Französisch befähigt die Comtesse besonders zu diesen Darstellungen, doch hat sie ebenso oft und mit gleichem Erfolg in deutschen Stücken gespielt. Die Anmuth, die künstlerische Ruhe und Ausgeglichenheit ihrer Spielweise bei feurigem Temperament und so viel Jugend waren es, die ihr die Gunst ihres Publicums fast „sensationell" gewonnen haben; — von dem Zauber ihrer Erscheinung erhalten unsere Leserinnen wenigstens einen Begriff. Comtesse Miette Rumerskirch ist das einzige Kind des Grafen Friedrich Rumerskirch, k. k. Rittmeister a. D., und der Gräfin Marie, geborenen Fürstin Galitzin. Die Familie hat ihren ständigen Wohnsitz in Salzburg.

Comtesse Wanda Badeni, die Tochter des österreichischen Ministerpräsidenten, Grafen Kasimir Badeni und der Gräfin Marie, geborenen von Skrezynska, dankt ihre hervorragende Stellung in der Gesellschaft durchaus nicht allein der hohen Position ihres Vaters; die junge Gräfin würde auch unter minder günstigen Verhältnissen durch ihre glänzende Erscheinung, ihren Geschmack und ihre ungewöhnlichen Geistesgaben die Aufmerksamkeit auf sich lenken. Gleich der Mutter, die in der verflossenen Saison mit außerordentlicher Liebenswürdigkeit allen öffentlichen Repräsentations-Pflichten oblag, trat auch die Tochter mit großem Eifer bei den verschiedenen Wohlthätigkeits-Veranstaltungen ein.

Die sehr jugendliche Prinzessin Essie Fürstenberg hat bei der Ballet-Aufführung der öfters erwähnten Dilettanten-Vorstellung durch ihre ungewöhnlich pikante Schönheit und Grazie, die ein Erbtheil ihrer als Beauté berühmten Mutter ist, lebhaftes Interesse erregt. Geist und Gemüth der beiden Damen sind nicht minder ausgezeichnet, als ihre äußere Erscheinung. Prinzessin Elisabeth Leontine Emilie ist die ältere Tochter des k. k. Majors a. D. Prinz Emil Egon zu Fürstenberg auf Königshof in Böhmen und der Prinzessin Leontine, geborenen Gräfin Khevenhüller-Metsch, in erster Ehe vermählt mit dem Fürsten Maximilian Egon zu Fürstenberg. N. Br.

Comtesse Miette Rumerskirch.
Nach einer Photographie des k. k. Hof-Ateliers Adele, Wien.

Prinzessin Essie Fürstenberg.
Nach einer Photographie des k. k. Hof-Ateliers Adele, Wien.

Aus der Frauenwelt.

Berlin. — Aus der Kinderstube unserer kaiserlichen Prinzen dringt wieder einmal ein liebenswürdiges Geschichtchen in die Oeffentlichkeit. Ein bekannter amerikanischer Journalist, der zugleich den Vorzug gehabt hat, ein Jugendgespiele des Kaisers zu sein, hatte dem Monarchen ein kleines amerikanisches Canoe mitgebracht und es ihm selbst auf der Spree vorgerudert. Der Kaiser war von dem Fahrzeug so entzückt, daß er ausrief: „Alle meine Jungens müssen Canoe fahren lernen!" Ihre Majestät als besorgte Mutter sprach sich jedoch sogleich ebenso entschieden gegen das Canoe-Fahren aus, das ihr allzu gefährlich erschien. — „Aber, Majestät, der Kaiser hat es schon erlaubt . . ." wandte der Journalist ein. — Die Kaiserin lächelte. „Das mag sein. Aber was hat denn dabei der Kaiser von Deutschland zu thun? Hier handelt es sich um den Kaiser in der Kinderstube, und der bin ich!" —

Die Prinzen fahren heute noch nicht Canoe.

Wiesbaden. — Der seit dem letztvergangenen Frühjahr unter dem Schutze Ihrer Majestät der Kaiserin-Witwe Friedrich stehenden Industrie-, Kunstgewerbe- und Haushaltungsschule von H. Ridder wurde kürzlich ein erneuter Beweis des Wohlwollens ihrer erlauchten Protectorin zu theil. Die hohe Frau besichtigte mit großem Interesse eine von der Anstalt ins Leben gerufene Ausstellung von Kunst- und einfacheren Handarbeiten der Zöglinge und schloß daran gleich noch eine eingehende Besichtigung der mustergültig eingerichteten Räume der Schule, sowie des mit der letzteren in Verbindung stehenden Pensionates.

Karlsruhe. — Gelegentlich einer parlamentarischen Verhandlung der zweiten badischen Kammer fiel am Regierungstische die bemerkenswerthe Versicherung, daß die Schülerinnen des Mädchen-Gymnasiums zur staatlichen Reifeprüfung zugelassen werden würden, und daß der Erlaß von gesetzlichen Bestimmungen hierüber nur noch eine Frage der Zeit sei. Das Karlsruher Mädchen-Gymnasium beginnt im Herbst d. J. mit der Ober-Secunda seine dritte Klasse und wird 1899 in der Lage sein, die ersten Abiturientinnen zu entlassen. Der Verein „Frauenbildungs-Reform", Vorsitzende Frau J. Kettler, Hannover), aus dessen dankenswerther Initiative das erste deutsche Mädchen-Gymnasium zu Karlsruhe entsprang, richtet an alle

Foulard-Seide

95 Pf.

bis **Mk. 5.85** p. Meter in den neuesten Dessins und Farben

sowie **schwarze, weiße** und **farbige Henneberg-Seide** von **60 Pfg.** bis **Mk. 18.65** p. Meter — glatt, gestreift, karriert, gemustert, Damaste etc. (ca. 240 versch. Qual. und 2000 versch. Farben, Dessins etc.)

Seiden-Damaste	v. Mk. 1.35—18.65	**Seiden-Grenadines**	v. Mk. 1.35—11.65
Seiden-Bastkleider p. Robe	„ „ 13.80—68.50	**Seiden-Bengalines**	„ „ 1.95— 9.80
Seiden-Foulards	„ 95 Pfge.— 5.85	**Seiden-Surahs**	„ „ 1.35— 6.30
Seiden-Masken-Atlas	„ 60 „ — 3.15	**Seiden-Faille française**	„ „ 2.45— 9.85
Seiden-Merveilleux	„ 75 „ — 9.65	**Seiden-Crêpe de Chine**	„ „ 2.35—10.90
Seiden-Ballstoffe	„ 60 „ —18.65	**Seiden-Foulards japan.**	„ „ 1.45— 5.85

p. Meter.

Seiden-Armûres, Monopols, Cristalliques, Moire antique, Duchesse, Princesse, Moscovite, Marcellines, seidene **Steppdecken-** und **Fahnenstoffe** etc. etc. porto- und steuerfrei ins Haus. — Muster und Katalog umgehend. — Doppeltes Briefporto nach der Schweiz.

Seiden-Fabriken G. Henneberg, Zürich (K. & K. Hoflieferant).

Töchter-Pensionat und Wirthschafts-Institut
von **Ph. Beauvais** und **E. Lentze**, gegr. 1882.
Breslau, Kaiser Wilhelmstraße 120 pt. und 1. Etage.
Gleich praktische wie wissenschaftliche Ausbildung junger Mädchen höherer Stände.
Vorzügliche Referenzen. Französin im Hause. Prospekte franko.

Technikum Mittweida.
Königreich Sachsen.
Höhere Fachschule für Elektrotechnik und Maschinenbaukunde.
Programme etc. kostenlos durch das Sekretariat.

Die Fehr'sche Kunstakademie in Berlin
bietet **Malerinnen** in diesem Jahr Gelegenheit zu einer Studienreise nach Ober-Bayern und Italien während der Zeit vom 15. Juli bis 30. September unter Führung des Landschafts- und Marine-Malers **Willy Hamacher.** Ferner wird Herr Maler **Max Uth** vom 1. August bis 30. September in Kufferow bei Zinnowitz auf Usedom stationirt, **landschaftlichen Zeichen- und Mal-Unterricht** ertheilen. — Näheres erfährt man durch die Leitung der Anstalt, **Lützowstraße 82.**

Das Atelier der Kunststickschule des
Frauenerwerbsvereins zu Dresden.
Ferdinandstr. 13, II.
empfiehlt eigene Musterentwürfe zu Stickereien und kunstgewerblichen Arbeiten, Vorzeichnungen auf Stoff und Papier, angef. u. fert. Arbeiten.

Halb. Roll. v. ca. 25 qm frco. d. ganz Deutschl.
Linoleum „Henel".
Einfarbig ca. 2 mm stark, qm 1,60 M.
Gemustert „ 2 „ „ „ 1,80 „
Einfarbig „ 3 „ „ „ 2,30 „
Einfarbig „ 3½ „ „ „ 2,85 „
Gemustert „ 4 „ „ „ 3,30 „
Granit, ca. 4 mm in durchgeh. Must., tritt sich nie ab, qm 4,25 „
Neu! Wand-Linoleum zur Bekleidung v. Wänden i. Küchen, Badezimm. etc. in weissblau Fliesen, bunt apart. Blumen oder Arabesk. Muster. 100 cm brt. Mtr. 3,60 M.
Läufer u. Teppiche in allen Grössen.
Jul. Henel vorm. C. Fuchs,
Lieferant mehrerer Höfe.
BRESLAU, Am Rathhause No. 24-27.
Qualitäts-Proben und Muster franco. Billig. Bezugsquelle ab Fabrik-Depôt
Einzelne Meter unfrankirt zu obigen Preisen.

Unter dem Protektorat Ihrer Majestät der Kaiserin Friedrich
Internationale Ausstellung für Amateurphotographie Berlin 1896
Vorsitzende: Geheimrath Prof. Dr. Tobold, Geheimrath Prof. Dr. Fritsch.
Anmeldung bis zum 20. Juli d. J.
Prospecte versendet auf Wunsch der Schriftführer
Dir. Schultz-Henke, Berlin SW., Königgrätzerstrasse 90.

Kerbschnitzerei
Unterricht, Werkzeuge, Holzwaar., Preisl. gr. b. Fr. **Clara Roth,** Berlin W, Lützowstr. 84a.

Zur Anfertigung
einfacher und eleganter Toiletten in bester und geschmackvollster Ausführung bei mäßigen Preisen empfiehlt sich
Berlin, Schönebergerstr. 30a. Louise Rönsch.

Die Moden-Akademie
zu Leipzig, Arndtstr. 30 b,
staatl. bestätigte, fachmännisch geleitete, anerkannt beste Lehranstalt f. Zuschneidekunst, für Anfertigung 2c. Ausführl. Prospekt gratis.

Freunde einer erweiterten wissenschaftlichen Bildung der Frauen zugleich eine erneuete dringende Aufforderung ihm beizutreten und dadurch seine Ziele fördern zu helfen. Der Jahres-Beitrag jedes Vereins-Mitgliedes beträgt nur 3 Mark.

Nachdruck auch im einzelnen verboten.

Berlin. — Dem eleganten schwarzen Seidenkleide unserer Vorlage giebt die reiche, hochmoderne Applications-Stickerei auf Tüll ganz besonderen vornehmen Reiz. Der weite, faltige Rock ist ohne jeden Besatz; über diesen tritt die offene Schoßtaille, deren Jackentheile und breite gefaltete Revers mit Arabesken und Ranken bestickt sind. Apart und interessant erscheinen die hellen Taillenstreifen, die, zwischen Rücken und Vordertheil eingeschoben und breit unter dem Arm beginnend, im Taillenschluß spitz verlaufen Der breite, faltige Schoß ist mit weißer Seide gefüttert. Einem reich mit Tüll-Applicationen überlegten Westchen aus plissirtem Krepp schließt sich der gekrauste Kragen an, dessen Abschluß hinten eine volle Rosette bildet. Der dreiviertellange Keulenärmel endigt in viereckigen Patten mit hellem Futter. Das hellfarbige Chasseur-Hütchen garniren Bandschleifen und Blätter-Aigretten. Breite Spitzen-Volants umranden den Sonnenschirm aus duftigem Seidenstoff. N. B.

Toilette mit Applications-Stickerei.

Wien. — Während des Sommers kam der Florentiner Hut, den man in seiner ringsum ganz kunstlos und weich herabfallenden Form von neuem besonders liebt, wieder recht zur Geltung. Ein sehr elegantes Exemplar wurde von der schönen Baronin Daisy B. getragen: Weißer Tüll und außerordentlich hoch gesteckte schwarze Straußfedern bildeten seine Garnitur, ein glatter schwarzer Invisible-Tüllschleier gab der Erscheinung noch besondere Pikanterie. — An der dazu getragenen Toilette sind vor allem die großen, graziösen Chrysanthemen-Schleifen aus schattirtem Taffetband bemerkenswerth, die, aus zahllosen, in tiefe Zacken ausgeschnittenen Band-Enden bestehend, dem Kleide ganz willkürlich verstreut aufgelegt erscheinen. Oft werden ganz verschiedene Farben gewählt, so an einem rosa unterfütterten Kostüm von gesticktem Organdi rosa, hellblaue und gelbschattirte Tuffs. Die beliebten Entredeux-Garnituren mit dazwischenliegenden breiten Säumen verwendet man mit Vorliebe schräg oder spitz an der Taille aufsteigend.

Florentiner Strohhut. Kleid mit Chrysanthemen-Schleifen.

Jäckchen-Kostüm mit Maschinenstickerei-Verschnürung.

— Die Sommermode kann sich gar nicht genug thun am Dessin; so frappirt vor allem ein Kostüm, bei dem zu groß geblümter Blusenweste aus weißer Seide mit lila und grüner Musterung, Rock und kurzes Jäckchen aus dunkelblauer, weiß pointillirter Seide gewählt sind; letzteres trägt auf dem Brusttheil applicirte grüne Batistauflagen mit grüner Seidenstickerei in Form von Weinlaub-Ranken. Der über der Brust zusammengefaßte „Boléro" tritt rückwärts unter den breiten, von einer Simili-Schnalle geschlossenen Gürtel; Brillant-Schnallen verzieren auch den Stehkragen auf beiden Seiten, gleichzeitig Rosetten-Rüschen, mit gelblichen Valenciennes besetzt, festhaltend. Die Aermel sind oben epaulette-artig in kleine Puffen eingezogen.

Kostüm mit Boléro-Jäckchen.

Toiletten für den Wassersport.

Batistkleid mit Argenton-Spitze.

— Eine andere Art von Jäckchen über loser indischer Seidenbluse zeigt die sehr dunkel ceriserothe Wollenstoff-Toilette mit dunkelblauer Maschinenstickerei-Verschnürung. Letztere läuft auch, eine Naht markirend, über die rückseitige Hälfte des Bauschärmels und deckt strahlenförmig jede Naht des Keilrockes. Diese Toiletten-Form wird auch aus den leichtesten Materialien gefertigt; sie ist besonders für Höhen-Aufenthalte günstig und beliebt und dürfte für die Herbst-Saison große Verbreitung erlangen. N. Br.

Kleid mit eckig ausgeschnittener Epaulletten-Passe.

Paris. — Wie die Mode sich die verschiedenen Promenaden- und Gesellschafts-Toiletten der Damen angelegen sein läßt, so sorgt sie auch unablässig für hübsche und zweckmäßige Sportkleidung, die heutzutage so fraglos mit zu dem Toiletten-Bestande einer modernen Frau gehört, als zu unserer Großmutter Zeiten die vielen Dutzende selbstgestrickter, weißer Strümpfe. Für den Rudersport oder für Yachting bewährt sich die kräftige Serge in Weiß und Marineblau am besten. Unser erstes Modell zeigt zu einem weißen Serge-Rock eine marineblaue Flanellbluse, deren weißleinener Matrosenkragen mit blauen eingestickten Ankern den Hals ziemlich weit frei läßt. Unter den vorn offenen, an der Schulter gekrausten Blusentheilen wird der weißseidene Jersey sichtbar. Die Taille umschlingt eine weiße ausgefranzte Schärpe aus Wollstoff. Barett aus weißer Serge mit blauem Rand, dessen vordere Mitte ein weißer Anker ziert.

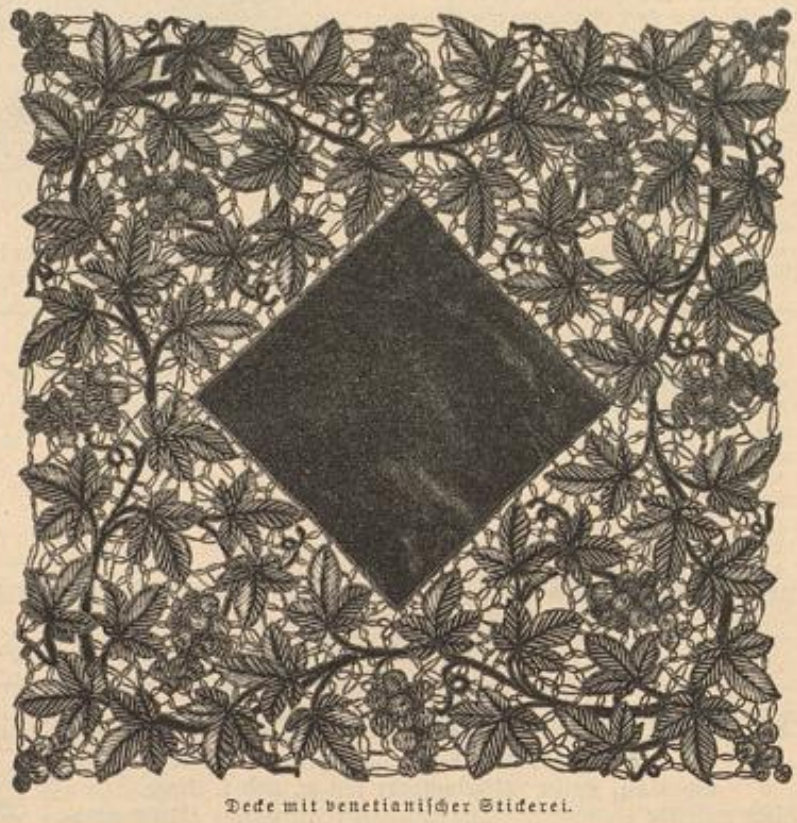
— Zu weiten Yacht- oder Dampferfahrten dürfte ein kleidsames Jäckchen-Kostüm als besonders geeignet erscheinen. Rock aus dunkler Etamine und Bluse aus changeant Surah verbindet ein weißer Ledergürtel. Das hinten in drei Falten arrangirte kurze weiße Tuch-Jäckchen mit breit zurückschlagenden Revers und an den Vordertheilen eingestickten Ankern giebt dem Ganzen erst den maritimen Charakter, den das Blusenkleid und auch der breitrandige Schutzhut aus rosa Seidenbast vermissen läßt. Duftige Seiden-Gaze nebst schwarzen und weißen Flügeln dienen dem mit schwarzem Sammetband eingefaßten Hut zur Garnitur.

— Zu den sommerlichen Vergnügungen, mit denen die Jugend die Mußestunden des Land- oder Bade-Aufenthaltes auszufüllen pflegt, — Croquet und vor allem Tennis, — trägt man gern eine Kleidung, die jegliche Bewegung gestattet. Soll sie zugleich den Charakter einer einfachen Gesellschafts-Toilette für „Gartenpartien" tragen, so bieten unsere kleinen Darstellungen beachtenswerthe Winke, wie man das Praktische und Kleidsame auf geschickte Weise verbindet. Zu einer Bluse aus schwarz besticktem rosa Seiden-Musselin war für den Rock und die viereckig ausgeschnittene Epaulletten-Passe hellblauer Batist über rosa Futterstoff gewählt. Aeußerst pikant wirkte der Besatz aus schmalem schwarzen Sammetband, der am Rockrand in dreifacher Reihe wiederkehrt. Auch den Gürtel bildete breites schwarzes Sammetband, hinten zur Schleife geordnet. Den breitrandigen schwarzen Canotier zierte eine Schleife aus übereinander gelegtem hellblauen und rosa Seiden-Musselin.

— Eine andere Toilette zeigt an Schulter und Aermel reichste Verwendung alter Argenton-Spitze, die dem kanariengelben Batistkleide einen äußerst vornehmen Charakter giebt. Schmales Sammetbändchen ist in drei Reihen dem Halskragen aufgesetzt; ein breiter weißer Atlasgürtel, seitlich mit hoher schmaler Schnalle geschlossen, umgiebt die Taille. Sehr kleidsam ist der Hut, dessen spitzer Kopf die seitliche Garnitur von plissirtem Tüll und Federkielen stützt. Cache peigne von dunkeln Rosen. B. de G.

Nachdruck auch im einzelnen verboten.

Unsere heutige Vorlage zeigt das wirkungsvolle, nach Art der venetianischen Stickereien ausgeführte Muster, das wir bereits in der Nr. vom 1/9 89 als Tischläufer veranschaulichten, zu viereckigem „Milieu" gestaltet; die naturgroße Darstellung nebst Vorzeichnung dürften auch hier von Nutzen sein. An die Stelle der Repsseide tritt hier grünlichgraues Leinen, welches so kräftig ist, daß man die einzelnen Fäden sieht. Zur Herstellung bedarf man eines 64 cm im Quadrat großen Leinentheiles, dem das Muster aufzuzeichnen ist; in den Rahmen gespannt, arbeitet man zunächst mit kräftiger Stick-Chenille die Füllung der Blätter in zwei Tönen Oliv, mit feinster Chenille die Trauben in vier Tönen eines fahlen Blauroth. Den braunen, in Stielstich ausgeführten Ranken und Stielen fügen sich die Blätter an, in jedem derselben beide Farben-Nüancen vereinend, theils im Languetten-, theils im Schrägstich. Kreuznaht, in verschiedener Stichlage und in willkürlicher Verbindung der vier röthlichen Töne, füllt die einzelnen Weinbeeren. Kräftige Goldschnur, mit Languetten aus altgoldfarbener Seide befestigt, dient als Umrandung der Musterfiguren und bildet, in kleine Schlingen gelegt, die Picots des Außenrandes, sowie die Guipure-Verbindung der Blätter und Trauben unter einander. Nach vollendeter Stickerei wird der Stoff unterhalb des Guipure-Grundes längs der Contouren von der linken Seite aus fortgeschnitten. Ein bräunlich olivgrüner Seidenplüsch-Theil von 22—23 cm im Quadrat nimmt die Mitte der Decke ein. E. F.



Decke mit venetianischer Stickerei.

Bezugsquellen: Florentiner Hut: Habig, Wien, Kärnthnerstr. 51. — **Decke:** Kunststickerei-Atelier von Frau E. von Wedell, SW, Hallescherstr. 4.

Schweizer Seide

ist die Beste!

Verlangen Sie Proben unserer Neuheiten in schwarz, weiss oder farbig von 55 Pfge. bis 15 Mark per Meter.

Spezialität: **Neueste Seidenstoffe für Braut- und Gesellschaftsroben.**

Direkter Verkauf an Private.

Schweizer & Co., Luzern (Schweiz)

Seidenstoff-Export.

Porto- und zollfreier Versand von

Seidenstoffen nach **Deutschland, Oesterreich-Ungarn. Italien, Frankreich, England, Holland, Belgien, Dänemark, Schweden, Norwegen, Rumänien, Bulgarien, Türkei, Aegypten, Niederländisch, Britisch** und **Dänisch Indien.**